

M
MAGAZIN

Perry Rhodan

der Erbe des Universums

Die grosse WELTRAUM-SERIE
von K.H. Scheer und Clark Darlton



Die Spur führt zu Jagos Stern

Neu!

Gucky als Superdetektiv — und sein großer Einsatz
auf der Terra-Kolonie

Nr. 282

80 Pfg.

Österreich S. 5,-
Schweiz Fr. 7,-
Italien L. 160
Luxemburg 11,-

Die Spur führt zu Jagos Stern

Gucky als Superdetektiv - und sein großer Einsatz auf der Terra-Kolonie von Clark Darlton

Die angeblichen Weltraumtramps schaffen den Durchbruch - und die CREST konnte noch vor Ende des Jahres 2404 in die „Realzeit“ zurückkehren. Die Zeitodyssee Perry Rhodans ist damit beendet.

Nicht zu Ende ist jedoch die Auseinandersetzung zwischen dem Solaren Imperium und den Meistem der Insel. Diese beginnen sich neuer Mittel zu bedienen, um die Menschheit in die Knie zu zwingen.

Die „kühle“ Währung des Solaren Imperiums, ein überall in der Galaxis hochgeschätztes Zahlungsmittel, gerät plötzlich ins Wanken. Falschgeld, dem selbst mit den modernsten technischen Untersuchungsmethoden und Tests nicht beizukommen ist, überschwemmt die von Menschen besiedelten Welten in Milliardenbeträgen.

Eine Wirtschaftskrise großen Ausmaßes ist sofortige Folge der Falschgeldinvasion. Besonders die Kolonialterraner beginnen der Regierung zu mißtrauen - und Perry Rhodans bisherige Arbeit als Großadministrator in Zweifel zu ziehen.

Aber Perry Rhodan hat noch viele, die ihm weiterhin bedingungslos die Treue halten. Und dem Wirken dieser Männer und Frauen ist es letztlich zu verdanken, daß eine weitere Runde im hinterhältigen Kampf der Mdl gegen das Solare Imperium an Perry Rhodan geht.

Nun aber sollen die Drahtzieher des wirtschaftlichen Unheils aufgespürt werden! Gucky hat einen Plan - und nimmt eine Spur auf.

DIE SPUR FÜHRT ZU JAGOS STERN ...

Die Hauptpersonen des Romans:

Perry Rhodan - Großadministrator des Solaren Imperiums.

Allan D. Mercant - Solarmarschall und Chef der Galaktischen Abwehr.

Gucky - Der Mausbiber wandelt auf den Spuren von James Bond.

Joal Kusenbrin - Verwalter von Jago III.

Captain Merl Heinhoff - Ein Spezialist der Abwehr.

Berl Kuttner - Ein abenteuerlustiger Kolonist mit einer Winchester.

Andre Noir und Wuriu Sengu - Guckys Kollegen und Begleiter.

1.

Leutnant Herbert Baldover war gerade gestern abend aus seinem wohlverdienten Urlaub zurückgekehrt und hatte seinen üblichen Dienst im Hauptverwaltungsgebäude wieder aufgenommen. Er liebte Terrania, die Hauptstadt der Erde, und er liebte auch seine Arbeit, wenn sie auch in der Hauptsache darin bestand, wichtige Aktenstücke von einer Abteilung in die andere zu schleppen.

Was ihm jedoch heute die Arbeit verleidete, war die unleugbare Tatsache, daß Weihnachten war. Aber der Pulsschlag des Solaren Imperiums durfte niemals aussetzen. Natürlich wurde der Betrieb über die Feiertage eingeschränkt, aber in vielen Räumen ging das Licht nicht aus.

Herbert Baldover nahm die Akte in Empfang, die ihm ein Oberst in die Hand drückte.

„Der Bericht vom positronischen Gehirn Nathan, Leutnant. Bringen Sie ihn auf dem schnellsten Weg in das Arbeitszimmer des Chefs.“

Baldover zögerte.

„Sir, der Chef befindet sich auf einer Inspektionsreise ...

Der Oberst zog die Augenbrauen in die Höhe.

„So, tut er das? Und warum hindert Sie das daran, die Akten in sein Zimmer zu bringen?,,

„Sir ... ich meinte doch nur ...,,

„Sie meinten, ich wäre schlecht informiert? Machen Sie sich keine Sorgen und tun Sie das, was ich Ihnen auftrag. Die Akte ist wichtig.,,

„In Ordnung, Sir.,,

Baldover salutierte, machte kehrt und marschierte in Richtung des Antigravlifts davon.

„Fröhliche Weihnachten.,, rief der Oberst hinter ihm her.

„Gleichfalls, Sir, gab Leutnant Baldover zurück und stieg in den Lift.

„Fröhliche Weihnachten!“ Er hatte kaum Gelegenheit gehabt, den Heiligen Abend mit seiner jungen Frau zu feiern. Und am 1. Feiertag hatte er Dienst! Scheußliche Situation, aber nicht zu ändern.

Schließlich wurden aber auch die höheren Beamten und Offiziere nicht verschont.

Sicherlich saß Reginald Bull hinter Rhodans Schreibtisch und wartete schon auf den Bericht.

Der Gedanke an Reginald Bull beschleunigte Baldovers Schritte kaum daß er den obersten Stock

erreicht hatte. Vor der Tür zu Rhodans Arbeitszimmer hielt er an, holte tief Luft und klopfte an.

Keine Antwort.

Baldover betrachtete das kleine Schild auf der Tür. Keine Titel, nichts. Nur der Name: Perry Rhodan.

Baldover wartete ein Weile, dann klopfte er noch einmal.

Eine schrille Stimme rief:

„Denken Sie nicht an Ihren Weihnachtspüter, sondern bringen Sie mir endlich die Akte rein, Leutnant!“

Baldover blieb wie erstarrt stehen dann gab er sich einen Ruck und betrat das geräumige, helle Zimmer, von dem aus man die riesige Stadt Terrania fast ganz überblicken konnte.

Hinter dem wuchtigen Schreibtisch saß eine winzige Gestalt auf einem Stapel Zeitungen und sah Baldover interessiert entgegen. In ihren pfiffigen Augen blitzte es vergnügt auf, als sie die Verwirrung des Leutnants bemerkte. Das Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, und der einzige Nagezahn ließ erkennen, daß Gucky gut gelaunt war.

„Fröhliche Weihnachten“, sagte Gucky und deutete auf seinen Tisch. „Legen Sie das Zeug dorthin, Leutnant. Ist der Bericht vollständig?“

„Frohe Weihnachten“, stieß Baldover hervor und entledigte sich des Aktenstücks. „Ich ... ich weiß es nicht, Sir. Der Bericht ist soeben vom Mond eingetroffen.“

„Ich sehe ihn mir an. Schöne Feiertage sind das! Der Chef treibt sich in der Galaxis herum, und ich muß ein Sternenreich regieren.“ Er sah den Leutnant an. „Sie können gehen. Und grüßen Sie Ihre blonde Frau von mir.“

Leutnant Baldover salutierte verwirrt und marschierte zur Tür.

Sie öffnete sich vor ihm, wie von Geisterhand geöffnet, und als er durch den Rahmen ging, erhielt er einen Stoß, weil sie sich zu früh wieder schloß. Aber das konnte Baldover nicht mehr erschüttern. Er wußte, daß Gucky außer der Teleportation und der Telepathie auch die Telekinese beherrschte.

Etwas erheitert kehrte er in sein Büro zurück. Der Gedanke, daß so wichtige Persönlichkeiten wie der Mausbiber Gucky heute auch arbeiten mußten, hatte sein seelisches Gleichgewicht wiederhergestellt.

Gucky öffnete indessen den Aktendeckel und begann den Bericht zu studieren.

Er hatte eine kleine Vorgeschichte, die nicht unerwähnt bleiben sollte.

Die Meister der Insel, die Beherrscher des Andromedanebels, hatten zugeschlagen. Mit Hilfe der Materieduplikatoren war es ihnen gelungen, die stabile Terrawährung ins Wanken zu bringen. Wenn auch einer der geheimen Stützpunkte auf dem

Grunde des Ozeans entdeckt und zerstört worden war, so bestand immer noch die Gefahr, daß wichtige Persönlichkeiten der terranischen Verwaltung Duplos waren, die im Auftrag der Meister ihre Originale vertraten und unabsehbares Unheil bringen konnten.

Der Mensch ließ sich so leicht nicht erschüttern, und selbst Angriffe aus dem All waren von ihm tapfer und erfolgreich zurückgeschlagen worden. Aber nun ging es ums Geld, und da war er äußerst empfindlich.

Auf Terra fanden überall Demonstrationen gegen den Währungsschwund statt. Die fieberhafte Suche nach den Duplos war bisher vergeblich gewesen. Die gesamte Flotte des Imperiums befand sich im Alarmzustand, und Perry Rhodan hatte die schwerste innenpolitische Krise seiner Regierungszeit zu bestehen.

Geld und persönlicher Besitz und dazu die persönliche Freiheit - das waren Dinge, die einem Terraner der Neuzeit heilig waren. Wer daran zu rütteln versuchte, begab sich in Lebensgefahr. Da man die eigentlichen Initiatoren jedoch nicht fassen konnte, gab man Rhodan die Schuld an der Krise. Nicht nur auf der Erde, sondern auch auf den Kolonialplaneten. So war es kein Wunder, daß Rhodan diese Welten besuchte und durch sein persönliches Erscheinen die Ruhe wiederherstellte. Seine Autorität war dazu groß genug.

Offiziere und Mannschaften der Flotte waren seine zuverlässigsten Verbündeten. Sie standen zu ihm, auch wenn die Lage nicht rosig war. Sie halfen ihm, die wirtschaftliche Krise zu verringern und aufflackernde Unzufriedenheit in neutrales Abwarten zu verwandeln.

Mitten hinein in diese Geschehnisse platzte eine kleine und scheinbar unbedeutende Meldung. Ein Überwachungsschiff hatte einen Schmuggler aufgegriffen, einen Galaktischen Händler. In den Laderäumen seines Schiffes wurden seltsame und zum größten Teil unbekannte Geräte gefunden, die für der Planeten „Jago III“ bestimmt waren. Perry Rhodan hatte diese Meldung mit tausend anderen zur Kenntnis genommen, ohne ihr weiter nachzugehen.

Er hatte wichtigere Dinge zu tun, als Gucky, stutzig geworden, ihn um Erlaubnis fragte, der Sache nachzuspüren, erhielt er sie ohne Kommentar oder Widerstand.

So kam es, daß Gucky heute hinter Rhodans Schreibtisch hockte und den angeforderten Bericht über den Vorfall erhielt, bereits ausgewertet durch „Nathan“, das größte bekannte Positronengehirn.

Als erstes interessierte ihn die Bildseite des Berichtes, einzeln und in scharfer Vergrößerung waren hier die Gegenstände abgebildet, die man in den Laderäumen des Springerschiffes gefunden hatte. Es war Gucky sofort klar, daß er sich nicht getäuscht

hatte. Derartige Gegenstände hatte er erst einmal gesehen, und zwar nicht in der Milchstraße. Bei dem vorerst abgebrochenen „Unternehmen Andromeda“ war er einmal in enge Berührung mit einem Multiduplikator der Meister gekommen, und einige Teile eines solchen Duplikators erkannte er mit Sicherheit auf den Bildern wieder.

Da war zum Beispiel das etwa drei Meter hohe, röhrenartige Instrument, von dem es allein vier verschiedene Fotos gab. Es konnte kein Zweifel daran bestehen, daß Gucky es kannte. Es rief sogar eine ganz bestimmte Erinnerung in ihm wach, und es war eine schmerzhafteste Erinnerung. Das Ding hatte ihm damals einen empfindlichen elektrischen Schlag versetzt, als er es anfaßte.

Wie kamen die Springer zu den Bauteilen eines Multiduplikators, dessen Herstellung zu erfahren ein streng gehütetes Geheimnis der Meister der Insel war?

Gucky machte sich daran, den ausführlichen Bericht genau zu lesen.

Besonders interessierten ihn die Auswertungsergebnisse von Nathan die in Klammern hinter den eigentlichen Meldungen standen.

Der Kommandant des terranischen Überwachungskreuzers hatte mit allen Mitteln versucht, den Springerkapitän zum Sprechen zu bringen, und einiges war dabei auch herausgekommen, So das Ziel des seltsamen Fluges, nämlich der Planet Jago III.

Nun hatte es mit Jago III seine besondere Bewandnis.

Fünfhundert Lichtjahre von der Erde entfernt stand der offene Sternhaufen der Plejaden. Sein Durchmesser betrug fünfzehn Lichtjahre, und innerhalb dieses Raumes leuchteten an die hundertsechzig Sonnen, von denen viele Planeten besaßen. Sie gehörten zum Entwicklungsgebiet des Imperiums. Es gab keine regelrechten militärischen Stützpunkte, sondern nur Kolonisationskommandos. Die Forschungszentrale in Terrania gab bekannt, daß viele der bewohnbaren Planeten erst von einer Untersuchungskommission betreten worden waren.

Nathan legte in seiner Auswertung besonderen Wert auf die Tatsache, daß auf Jago III etwa achttausend terranische Siedler lebten. Gucky konnte sich recht gut vorstellen, daß ein solcher Planet für einen geheimen Stützpunkt besonders hervorragend geeignet war, Hinzu kam, daß die fünfhundert Lichtjahre notfalls mit einem guten Transmitter tefrodischer Bauart leicht zu überbrücken waren.

Auf den Transmitter kam Gucky durch eine weitere Flottenmeldung die von der Energiestation LUNA ORB III stammte, Diese Ortungsstation hatte einen überlagerten 5-D-Impuls ausgemacht, der nur von einem gigantischen Materietransmitter herrühren

konnte. Es war der einzige Impuls dieser Art, der jemals in diesem Raum aufgefangen wurde, Die Schwingungsrichtung wies darauf hin, daß er aus dem Gebiet der Plejaden kam.

„Immer diese Plejaden“, knurrte Gucky und überflog die nächsten Seiten des Berichtes, der sich nun mit den Verhältnissen auf Jago III befaßte, „Waren so friedliche und unbedeutende Welten? Nun wohnen da ein paar Terraner, Und schon geht der Arger los - obwohl sie wahrscheinlich überhaupt nichts dafür können, Na, den Laden sehe ich mir mal an. In drei Tagen muß Perry wieder da sein. Entweder gibt er mir ein Schiff, oder ich gehe auf eigene Faust los!“

Er studierte noch einige Stunden den Bericht, dann verlor er die Geduld, Nach seiner Meinung genügte das bisher Erfahrene, um eine großangelegte Untersuchung zu starten, Aber vielleicht war es besser, man hielt den Mund und machte sich heimlich, still und leise auf die Socken, damit die Drahtzieher hinter den Kulissen der augenblicklichen Krise nicht gewarnt würden, Die Meister der Insel sollten glauben, daß man sie unterschätzte.

„Vor allen Dingen sollen sie mich unterschätzen“, sagte Gucky zu sich selbst und rutschte von dem Stuhl, wobei die Zeitungen auf den Boden fielen, „Wenn sie das tun, sind sie schon heute verloren.“

Er packte den Bericht zusammen und verschloß ihn im Panzerschrank von Rhodans Arbeitszimmer, Da war er sicher, Dann sah er auf die Uhr, Später Nachmittag, Er hatte Hunger, aber da Iltu gerade auf dem Mars war und sich um die Erziehung ihres Sohnes kümmerte, fühlte Gucky sich ein wenig einsam, Er kannte aber noch jemanden, der sich heute einsam fühlen würde.

Er konzentrierte sich auf dessen Wohnung und teleportierte.

*

Allan D, Mercant war in der Tat einsam, denn er war einer der Unsterblichen und trug einen Zellaktivator. Liebte er eine Frau und heiratete sie, würde sie an seiner Seite im Laufe der Jahre zur Greisin werden, während er sich nicht veränderte. Er würde in tausend Jahren noch so aussehen wie heute und wie vor vierhundert Jahren.

Die Unsterblichkeit brachte ihre Probleme mit sich. Daran mußte Mercant denken, als er an diesem frühen Abend allein in seinem Wohnzimmer saß und in das flackernde Kaminfeuer starrte, das den Raum nur wenig erhellte, Neben dem Kamin stand eine kleine Tanne, ohne Schmuck und. ohne Kerzen, Kamin und Tanne wirkten wie ein Anachronismus in Terrania, einem Zentrum modernster Technik und dem Mittelpunkt eines Reiches, das mehr als tausend

Sonnen umspannte, Mercant schrak nicht einmal zusammen, als dicht vor ihm eine kleine Gestalt aus dem Nichts heraus materialisierte. Es war, als hätte er Guckys Kommen gehört.

„Du?“

Gucky kam zu ihm und setzte sich in den zweiten Sessel.

„Ich bin auch allein“, sagte er, als sei das eine Erklärung für sein plötzliches Auftauchen. „Störe ich dich?“

„Du störst nie, Gucky. Warum bist du nicht bei Iltu?“

„Sie hat genug mit meinem Kleinen zu tun, und ich habe genug mit mir zu tun.“

„Auch eine Erklärung“, gab Mercant zu und lächelte. „Wie wirst du ihn denn nennen?“

„Meinen Sohn?“ Gucky seufzte. „Ich weiß es noch immer nicht. Jeder kommt und hat Vorschläge, aber mir gefällt einfach keiner der üblichen Namen. Weißt du, Allan. es muß ein ganz besonderer Name sein. Ein Name, wie es ihn noch niemals gab. Ich habe ja Zeit, mir das zu überlegen. Aber im Augenblick habe ich andere Sorgen.“

Mercant seufzte.

„Ja, ich weiß. Der Springer und Jago III.“ Er beugte sich vor und legte ein Scheit Holz nach. „Meinst du wirklich, an der Sache sei etwas dran? Na gut, der Springer hatte die Bauteile eines Multiduplikators an Bord. Was beweist das schon?“

„Es beweist, daß die Meister ihre Hand im Spiel haben, zumindest aber die Tefroder. Es beweist, daß sie sich nun in unserer Galaxis breitmachen. Einen offenen Angriff wagen sie nicht, aber wenn sie schon Geld und Leute vervielfachen, warum nicht eines Tages auch andere Dinge, Bakterien zum Beispiel.“

Mercant sank wieder in seinen Sessel zurück.

„Es gibt kaum noch Krankheiten, weil wir fast alle schädlichen Bakterien ausgerottet haben. Es gibt sie noch, aber nur vereinzelt. Würde man sie plötzlich wieder auf die Menschheit loslassen gäbe es eine Katastrophe, weil die natürlichen Abwehrstoffe fehlen. Sie haben sich nicht mehr entwickelt, weil es unnötig war. Gucky, du willst mir doch wohl keinen Schreck einjagen?“

„War nur ein Gedanke von mir, Allan. Aber er erschreckt mich mehr als würde ich an angreifende Raumflotten denken. Wann kommt Perry zurück?“

Mercant war von der plötzlichen Frage überrascht

„Rhodan ...? Ich denke übermorgen. Warum?“

„Ich brauche ein Schiff. Ich will mir Jago III ansehen. Was weißt du von Jago III?“

Mercant strich sich durch das schütterte Haar.

„Jago III ...? Ich wurde den Planeten als eine Urwelt bezeichnen trotz der achttausend Siedler die sich inzwischen darauf niedergelassen haben. Es handelt sich um Menschen, denen nicht viel an

technischer Vollkommenheit und Zivilisation lag. Sie wollten arbeiten, sich selbst eine neue Heimat schaffen, so wie es froher üblich war. Für sie ist Jago III ein wahres Paradies. Gebirge, Urwälder, Sümpfe, Steppen und Meere. Und eine Menge jagdbarer Tiere. In den Flüssen wimmelt es von Fischen, und in den fruchtbaren Regionen kann man das ganze Jahr über ernten, wenn man sich die Mühe macht, den Boden zu bebauen.“

„Was ist mit den Siedlern? Stehen sie noch in Verbindung mit der Erde mit uns?“

Mercant nickte.

„In solchen Fällen werden Verträge abgeschlossen. Jago III hat einen Vertrag mit uns, der für viele Jahre gültig ist. Den Siedlern wird die Unterstützung durch die Flotte zugesagt. Sie besteht in der Hauptsache durch Belieferung mit landwirtschaftlichen Maschinen, Saatgut Bekleidung, Waffen und auch Lebensmitteln. Wir sind durch den Vertrag verpflichtet, den Siedlern über die schwere Anfangszeit hinwegzuhelfen. Leider konnten wir im vergangenen Monat, soweit ich informiert bin, diesen Verpflichtungen nicht in allen Fällen nachkommen.“

Gucky horchte auf.

„Ach ...? Im Falle Jago III etwa auch nicht?“

„Leider nicht. Die Wirtschaftskrise wirkt sich natürlich auch auf die Kolonialplaneten aus. Der Nachschub stockte. Jago III ist seit vier Wochen ohne Nachschub. Das ist weiter nicht gefährlich für die Siedler, aber sicher beunruhigt es sie.“

Gucky rutschte auf dem Sessel hin und her.

„Wo lagert das Material für Jago III, oder ist überhaupt keines vorhanden?“

„Alles fertig verpackt und verschiffungsfertig. In Lagerhalle VII im Nordhafen. Ich werde mich darum kümmern.“

„Kann ich das nicht tun?“

Mercant bewegte sich nicht. Er ahnte schon längst, was da auf ihn zukam. Und er wußte auch, daß er der Entscheidung kaum ausweichen konnte. Rhodan hatte ihm das bereits angedeutet.

„Was hast du vor, Kleiner?“

„Um es unverblümt zu sagen: Ich möchte, daß du mich von dieser Sekunde an mit anderen Augen siehst. Ich bin nicht einfach Gucky, Sonderoffizier und Mausbiber, sondern ich bin Gucky, der Geheimagent.“

Mercant verbiß sich das Lachen.

„Geheimagent ...? So, so! Darf ich erfahren, wie du dir die Aktion vorstellst? Andeutungen bekam ich ja von Rhodan schon genug, aber wir haben im Augenblick andere Sorgen ...“

„Gerade die scheinbaren Nebensachen sind es oft, die einen Krieg entscheiden - und wir haben ja Krieg. Ich brauche deine Unterstützung, Allan. Deine volle Unterstützung.“

„Du kannst alles vorbereiten, aber die letzte Entscheidung kann nur Rhodan selbst fällen. In zwei Tagen kehrt er zurück, wenn auch nur für wenige Stunden. Versuche, bis dahin noch einige Beweise für deinen Verdacht herbeizuschaffen. Sobald er dir ein Schiff zur Verfügung stellt, bekommst du alles andere von mir. Einverstanden?“

„Auch Wuriu Sengu und Andre Noir?“

„Wie kommst du gerade auf die beiden?“

„Sie haben Urlaub, Allan. Wenn sie mitkommen, entsteht keine Lücke in der Abwehr.“

„Stimmt auch wieder. Aber darüber reden wir noch, wenn Rhodan eine Entscheidung gefällt hat. In der Zwischenzeit befasse dich mit dem Bericht. Vielleicht entdeckst du noch Einzelheiten, die wichtig sind und die wir übersahen.“ Er sah wieder in die Flammen des Kamins. „Ich fürchte nur, man wird euch auf Jago III nicht gerade freundlich empfangen.“

„Wegen der Verspätung? Keine Sorge“ Allan, sie werden mich nicht so schnell zu Gesicht bekommen, und die anderen auch nicht. Außerdem kommt es auf die Mannschaft an. Und da hoffe ich, daß du mir einen guten Tip geben kannst.“

Mercant sah sich ein wenig in die Enge getrieben. Es hatte wenig Zweck, Gucky etwas verheimlichen zu wollen. Der Kleine war Telepath, und wenn Mercant es auch verstand, sich gegen Telepathen abzuschirmen, so sickerten doch immer Gehirnimpulse durch den Block.

„Ich gebe zu, mich auch mit der Sache Jago III befaßt zu haben, Kleiner. Du weißt das, und darum bist du jetzt auch hier bei mir. Nun gut, wenn Rhodan seine Erlaubnis gibt, dann bekommst du eine großartige Mannschaft. Unter uns gesagt: Ich habe sie schon ausgesucht. Sie wartet nur noch auf den Einsatzbefehl. Und wie ich dich kenne, wirst du ihn durchsetzen.“ Nun sah Gucky auf einmal sehr vergnügt aus.

„Fröhliche Weihnachten, Allan“ sagte er. „Das hatte ich fast vergessen.“

Er streckte die Füße in Richtung des Kamins aus. schloß die Augen und entspannte sich.

Mercant blieb ganz still sitzen. Nach wenigen Minuten verkündeten zarte Schnarchtöne, daß der Mausbiber eingeschlafen war.

Er feierte Weihnachten auf seine Weise.

*

Perry Rhodan war nur für zwei Stunden in Terrania. Danach würde er mit seiner diplomatischen Begleitung zu einem fernen System aufbrechen, dessen Bewohner mit offener Rebellion drohten, wenn nichts gegen den Währungsschwund unternommen wurde.

Gucky hatte also nicht viel Zeit.

Rhodan wirkte müde und abgespannt. Sein Gesicht war hager und eingefallen. Es hellte sich nur wenig auf, als Gucky bei ihm erschien.

„Du?“

„Ja, ich. Du kannst dir wohl denken, warum ich komme. Mir macht der Zwischenfall mit dem Springer Sorge, und ich möchte dich bitten ...“

Rhodan winkte ab.

„Ich habe den Kopf voller Probleme, Kleiner. Wenn dir die Sache wichtig erscheint, will ich dich nicht daran hindern, Nachforschungen anzustellen, Wende dich an Mercant.“

„Habe ich schon. Er will, daß du ihm Vollmachten gibst.“

„Welche Vollmachten? Ein Schiff?“

„Ja, ein Schiff. Alles andere ist schon geregelt.“

„Es ist kein Schiff übrig.“

„Ich will kein Schiff für mich allein, Perry, Der Nachschub für den Kolonialplaneten Jago III ist seit vier Wochen überfällig, Die Flotte versäumt somit nichts.“

„Alle verfügbaren Schiffe sind unterwegs, die Inflation mit Hilfe stabiler Güter zu bekämpfen. Die Siedler müssen versuchen, auf eigenen Füßen zu stehen, sich selbst zu ernähren. Das geht, wenn sie wollen, Ich habe kein Schiff, Es tut mir leid, Gucky.“

Mory Rhodan-Abro, Rhodans Gattin, war ins Zimmer gekommen. Sie hatte dem Gespräch zugehört, ohne sich einzumischen. Jetzt kam sie zu Rhodan und legte ihm ihre Hand auf die Schulter.

„Ich weiß, wie es um das Imperium steht, Perry, aber du vergißt, daß ich auch noch Schiffe habe, Nicht alle stehen unter deinem direkten Kommando. Hast du etwas dagegen, wenn ich Gucky eins meiner Schiffe von Plophos zur Verfügung stelle?“

Rhodan sah sie überrascht an.

„Das würdest du tun?“

„Natürlich.“ Sie beugte sich zu Gucky hinab. „Es ist ein Kugelfrachter. Der Kommandant heißt Kays Rasath. Er wartet auf Ladung. Wenn du willst, kannst du mit ihm nach Jago III fliegen und die Nachschubgüter dort abliefern. Was sonst geschieht, ist nicht meine Sache.“

Gucky konnte seine Rührung kaum verbergen, aber er dachte daran, daß ein solarer Geheimagent keine derartigen Gefühle zeigen durfte Er nickte daher nur lässig.

„Danke, Mory, Wenn ich dir später mal einen Gefallen tun kann, erinnere mich an diesen Vorfall. Ich nehme das Schiff. Brauche ich einen besonderen Befehl?“

„Ich werde Rasath unterrichten.“

„Besprich alles mit Mercant“, riet Rhodan noch, ehe Gucky entmaterialisieren konnte. Dann, als der Mausbiber verschwunden war, sagte er zu Mory:

Vielleicht hast du einen Fehler begangen, vielleicht auch nicht.“

„Das“, meinte Mory und strich ihm eine Haarsträhne aus der Stirn, „weiß man immer erst hinterher.“

*

Mercant war nicht überrascht, als Gucky ihn vom Erfolg seiner Mission unterrichtete.

„Gut, dann geht die Sache ja klar. Ehrlich gesagt, ich hatte damit gerechnet. Aber ich rechnete allerdings nicht damit, daß Mory Abro dir das Schiff geben würde. Um so besser. Es fällt weniger auf. Und auf die Plophoser ist man im Augenblick nicht so schlecht zu sprechen wie auf uns. Sengu und Noir sind bereits unterrichtet. Ich werde ihnen mitteilen wo sie dich treffen. Kümmerst du dich um die Verladearbeiten? Inzwischen schicke ich Heinhoff und seine Leute zum Landefeld. Wann willst du starten?“

„So schnell wie möglich.“

„Einverstanden. Du hast Starterlaubnis. Noch etwas, Gucky.“

„Ja ...?“

Der plophosische Frachter war ein Kugelschiff mit einem Durchmesser von einhundertfünfzig Metern. Kommandant Kays Rasath entpuppte sich als ein großer, schlanker Mann, der aus der Elite seiner Sippe stammte. Alle seine Vorfahren waren Handelskapitäne gewesen, und er war im Raum genauso zu Hause wie auf seiner Heimatwelt Plophos.

Er war nicht wenig überrascht, als Gucky bei ihm erschien und ihm den Befehl seines Obmanns - Mory Abro - überbrachte. Gleichzeitig fast erschien Captain Merl Heinhoff mit seinen zehn Leuten, ausgesuchten Abwehrspezialisten, zeigte seine Vollmacht vor und bat Rasath, ihm Kabinen anzuweisen.

Ladefahrzeuge fuhren Sekunden später vor, um den Nachschub für Jago III in den Lagerräumen der ALDABON zu verstauen. Noch während das geschah, glitten zwei Shifts herbei und landeten unmittelbar neben dem Frachter. Mercant hatte sie der Expedition zur Verfügung gestellt, und gerade die gepanzerten Gleiter hatten sich bisher in den Einsätzen bestens bewährt.

Die Güter wurden verladen. Zum Glück verfügte die ALDABON über genügend Laderaum, so daß auch die beiden Flugpanzer leicht untergebracht werden konnten.

Gucky war wieder in seinem Element.

Er war überall zugleich und kontrollierte den Fortschritt der Arbeit. Immer wieder sprach er mit der Mannschaft Rasaths und machte sich mit den

Leuten bekannt. Er bekam sehr schnell den Eindruck, daß er sich auf die Plophoser voll und ganz verlassen konnte. Die Männer waren zuverlässig und vor allen Dingen verschwiegen. Er klärte sie über die Art des geplanten Einsatzes auf.

In besonderen Verschlügen wurden die modernsten Ortungsgeräte untergebracht, die man für gewöhnlich nicht auf einem Frachter vorfand. Mit Hilfe dieser Ortungsgeräte war es möglich, Metallansammlungen selbst noch in großer Tiefe aufzuspüren und ihre Lage genau zu bestimmen.

Aber das konnte Wuriu Sengu, der Späher, bis zu einem gewissen Grad auch. Er war ein Mutant, und feste Materie war für seine Augen kein Hindernis. Er konnte, wenn er wollte, durch sie hindurchsehen.

Andre Noir war ein Hypno. Für ihn war es leicht, anderen Wesen seinen Willen aufzuzwingen. Er eignete sich besonders dazu, Gefangene auszuhorchen und, sie gewaltlos zu zwingen, ihre Geheimnisse preiszugeben.

Die beiden Mutanten und Gucky bekamen eine Kabine zusammen.

Endlich, gegen Mitternacht, war die ALDABON startklar. Die Ladefahrzeuge waren verschwunden, und das Schiff lag allein im Flutlicht der Hafenscheinwerfer auf dem Feld. Kommandant Rasath hatte Verbindung zur Landekontrolle aufgenommen. Die Genehmigung wurde erteilt.

Mit donnerndem Antrieb erhob sich der Frachter und strebte hinauf in den nachtschwarzen Himmel. Die grellen Lichtpunkte der Scheinwerfer blieben schnell zurück, verschmolzen zu einem einzigen Lichtpunkt - und verschwanden.

Die ALDABON war unterwegs.

2.

Jagos Stern war eine große rote Sonne, die von drei Planeten umlaufen wurde. Der äußerste Planet war Jago III, immer noch nahe genug an seiner Sonne, um ein warmes und für Menschen angenehmes Klima sein eigen zu nennen.

Auch alle anderen Eigenschaften sorgten dafür, daß man sich auf Jago III wohlfühlen konnte.

Die Schwerkraft betrug 0,96 Gravos und war damit nur ein wenig geringer als auf der fernen Erde. Die mittleren Temperaturen lagen bei vierunddreißig Grad, aber in hoher gelegenen Gebieten waren sie niedriger und besser erträglich. In den Ebenen überwucherten riesige Urwälder die sumpfigen Gebiete. Noch nie war ein Mensch in sie vorgedrungen. Die flachen Urmeere waren von seltsamen Lebewesen bevölkert und warteten auf ihre Eroberung.

Die achttausend Siedler lebten in primitiven Fertighäusern in der fruchtbaren Hochebene des

größten Kontinents. Nördlich begrenzte ein hohes Gebirge die weite Ebene. Nach allen anderen Seiten fiel sie allmählich flach ab und endete in den Urwäldern. Im Süden lag das Meer.

Die Kolonialwelt wurde von Oberstleutnant Joal Kusenbrin verwaltet, und er war im Grunde genommen der unumstrittene Herrscher über achttausend Menschen. Trotzdem hatte er eine demokratische Verwaltung eingesetzt, die sich mit den Problemen der Kolonisten befaßte und sie regierte, soweit das überhaupt notwendig erschien. Die erste Landung auf Jago III erfolgte erst vor vier Jahren; und seitdem hatte sich einiges verändert.

Dank der Nachschubtransporte war es den Siedlern gelungen, große Flächen urbar zu machen. Gleich hinter dem primitiven Raumhafen und der provisorischen Hyperfunkstation begannen die Felder. Dazwischen lagen die Häuser der Siedler, von Baumgruppen und Gärten umgeben. Automatisch gesteuerte Landmaschinen verrichteten den Hauptanteil der Arbeit. Die Ernte genügte bereits zur Ernährung der Kolonisten.

Wenn Berl Kuttner sich ein wenig mehr um seine Landwirtschaft gekümmert hätte, wäre auch er vom Nachschub Terras unabhängig gewesen. Aber Kuttner war in erster Linie Jäger und Forscher, und seine Farm war für ihn nur ein Vorwand auf eigene Faust den unbekannten Planeten durchstreifen zu können. Das war es, warum er sich freiwillig als Siedler gemeldet hatte.

Seine junge Frau Doris war viel allein. Sie kümmerte sich um die Bestellung der Felder und beaufsichtigte die Arbeitsroboter und automatisch gesteuerten Maschinen. Doris war tüchtig, aber ganz allein schaffte sie es nicht. Doch sie liebte Berl, und so hatte sie sich an sein unstetes Leben und ihr nicht gerade beneidenswertes Dasein gewöhnt.

Hinzu kam, daß ihr Mann etwas übertrieben romantisch veranlagt war. Statt mit einem modernen Gleiter, den er sich hätte leisten können, durch unerforschte Gebiete zu streifen, benutzte er dazu einen uralten Jeep. Statt einen Impulsstrahler für die Jagd zu benutzen, zog er mit einem alten Winchestergewehr los. Er wollte ganz so leben wie die Pioniere vor fast fünfhundert Jahren. Und auf Jago III hatte er dazu die beste Gelegenheit.

Sein jetziger Streifzug führte ihn nach Norden ins Gebirge.

Tagelang war er mit dem Jeep durch die Steppe gefahren. Viel Gepäck hatte er nicht dabei, denn der angebaute Kofferraum war mit Kanistern angefüllt, in denen Treibstoff war. Tankstellen gab es auf Jago III nicht.

Er schlief im Jeep oder im Gras der Steppe. Die Nächte waren warm. Zu frieren brauchte auf Jago III niemand. Selbst eine Decke war unnötig. Im Jeep

hatte er ein kleines Funkgerät. Damit nahm er jeden Abend Verbindung zu Doris auf und erkundigte sich nach dem Fortschritt der Arbeiten. Bei der Gelegenheit versicherte er ihr dann auch jedesmal, wie gut es ihm gehe und wie wohl er sich fühle.

„Das nenne ich wirkliche Freiheit, Doris. Woraus besteht denn unsere moderne Welt schon? Technik, Perfektion, Automation. Der Mensch ist kein Mensch mehr, nur noch eine Maschine. Ich aber, Doris, will ein Mensch sein, auf mich selbst angewiesen sein. Hier draußen muß ich meinen Mann stehen, und ich fühle mich frei. Ich bin froh, daß du mich verstehst.“

„Natürlich verstehe ich dich, Berl“ sagte Doris und seufzte.

„Hast du was?“ fragte Berl erstaunt und besorgt.

„Nein, nichts. Nur bin ich manchmal etwas einsam, Berl. Roboter sind kein Ersatz für dich.“

„Hm“, knurrte er verlegen. „Wie wäre es dann, wenn du die Körners mal besuchtest? Die können dich ja abholen mit ihrem Gleiter.“

„Ich war gestern abend bei ihnen. Sie ist ja ganz nett, aber er ist ein Trottel. Immerhin hört man etwas vom allgemeinen Siedlertratsch.“

„Gibt es etwas Neues?“

„Nichts Besonderes. Kusenbrin regt sich schrecklich darüber auf, daß die Lieferung von der Erde noch nicht eintraf. Dabei kann uns das doch ziemlich egal sein. Die werden im Augenblick andere Sorgen haben.“

„Ich hatte Munition bestellt. Habe höchstens noch zweihundert Schuß.“

„Du kannst froh sein, daß die noch das alte Zeug herstellen. Wer hat schon so ein Gewehr wie du?“

„Ich kann mir vorstellen, daß es viele richtige Männer gibt, die eine Winchester einem modernen Strahler vorziehen. Aber du kennst ja meine Auffassung.“

„Es wird immer Menschen geben, die sich zur guten alten Zeit zurücksehnen - aber ich halte das für eine Selbsttäuschung.“

Kuttner räusperte sich.

„Schon gut, Kleines. Ich muß mich um das Lagerfeuer kümmern. Habe mir ein kleines Tier geschossen. Mit den Konserven muß ich sparsam umgehen, außerdem schmecken sie mir nicht. Übrigens noch etwas: Ich habe hier eine Pflanze entdeckt, die immer blüht und auch immer Früchte trägt. Das läßt sich leicht daran feststellen, daß diese Pflanze in allen Stadien vorhanden ist. Ich glaube, ihre Veredelung würde sich lohnen. Die Früchte sind schmackhaft und sättigen außerordentlich. Wir werden Kusenbrin davon unterrichten, sobald ich zurück bin. Ich bringe Proben und Setzlinge mit.“

„Schön“, freute sich Doris, „tu das. Aber komm recht bald zurück, ja?“

„Bin ja gerade erst fort“, knurrte Berl Kuttner und

verabschiedete sich.

Trockenes Holz gab es mehr als genug. Er sammelte ein wenig und entzündete das Feuer. Dann häutete er das kleine Tier ab, das er heute nachmittag geschossen hatte, nahm es aus und steckte es auf einen Holzspieß.

Schnell wurde es dunkel, und die Sterne traten hervor. Im Norden war die Gebirgskette deutlich zu erkennen, weil sie die Sterne verdeckte. Von dort kam auch der kleine Fluß, an dem er sein Lager aufgeschlagen hatte. Das Wasser war nicht sehr kalt, aber trotzdem glasklar und erfrischend. Als es noch hell war, hatte Berl eine Menge Fische entdecken können. Jago III war ein Paradies, wie man es auf der Erde nicht mehr vorfand. Wenn Jago III erst einmal richtig erschlossen war, war es aus mit diesem Paradies.

Die kleine Radiostation von Jagolar, der einzigen Ansiedlung auf Jago III, brachte Tanzmusik. Berl lauschte eine Weile, dann schaltete er ab. Die Ruhe tat ihm gut. Es war nichts zu hören, wenn man vom leisen Dahinrauschen des Wassers absah. Irgendwo raschelte es in den Zweigen der wenigen Bäume, die den Fluß säumten. Weit entfernt in der Steppe war das brüllen eines Zahnaffen, des einzigen Lebewesens auf Jago III, das humanoide Formen besaß aber vollkommen unintelligent war. Obwohl Berl nicht wählerisch war und so ziemlich alles erlegte und aß, was ihm vor die Winchester kam, auf einen Zahnaffen hatte er bisher verzichtet. Wenn er von einem Affen angegriffen wurde, dann tötete er ihn, aber er aß nicht von seinem Fleisch. Über dem Gebirge stand ein besonders heller Stern.

Berl verstand nicht viel von Astronomie, und schon gar nicht von der Astronomie einer fremden Welt. Hier hatte das auf der Erde Gelernte keine Bedeutung mehr. Die Sonne war mehr als fünfhundert Lichtjahre entfernt.

Immerhin wußte Berl, daß Sterne sich nicht so schnell bewegten, daß man es von einer Minute zur anderen deutlich feststellen konnte. Dieser helle Stern aber, der nördlich über dem Gebirge stand, bewegte sich anormal schnell.

Er ging tiefer und verschwand dann plötzlich.

Berl dachte eine Weile darüber nach, dann zuckte er die Achseln. Er entsann sich, daß schon andere vor ihm ähnliche Beobachtungen gemacht hatten, aber niemand nahm sie ernst. Nun hatte er es selbst gesehen.

Es gab natürlich Gleiter und kleine Raumschiffe auf Jago III, aber letztere wurden nicht benutzt. Sie standen für einen Notfall in unterirdischen Hangars. Lediglich die Gleiter dienten dazu, Erkrankte so schnell wie möglich in das kleine Hospital in Jagolar zu bringen, wenn eine Hilfe draußen auf dem Land nicht möglich war. Außerdem war Oberstleutnant

Kusenbrin oft mit einem Gleiter unterwegs, wenn er die vorgeschobenen Farmen besuchte. Aber nachts tat er das niemals.

„Es sah wie ein Schiff aus“, murmelte Berl und stocherte im Feuer herum. „Aber es gibt hier keine fremden Schiffe.“ Er starrte in die Flammen. „Oder doch ...?“

Der Gedanke faszinierte ihn plötzlich. Fremde Schiffe ...?

Wenn es sich wirklich darum handelte, so war es höchst unwahrscheinlich, daß sie einflogen, ohne Schutzmaßnahmen dagegen zu treffen, geortet oder beobachtet zu werden. Aber vielleicht wußten sie, daß die entsprechenden Stationen auf Jago III noch gar nicht ausgebaut waren. Die wenigen Transporter die Nachschub brachten, landeten selbständig und ohne Fernkontrolle. Lediglich die Hyperfunkstation, die eine Verbindung zur Erde herstellen konnte, war provisorisch in Betrieb genommen worden.

Berl blickte noch lange in Richtung des Gebirges, aber er sah den wandernden Stern nicht mehr wieder.

Noch vor Sonnenaufgang des folgenden Tages packte Berl Kuttner seine Sachen zusammen und startete den Motor seines Jeeps. Er sprang sofort an. Die Winchester lag auf dem Nebensitz. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, vorsichtig zu sein, denn auf Jago III gab es mehrere Raubtierarten, die auch einem Menschen gefährlich werden konnten.

„War ein feiner Lagerplatz“, sagte Berl zu sich und summt den Anfang eines alten Liedes. Da er viel allein war, hatte er sich angewöhnt, mit sich selbst zu sprechen. Da konnte er wenigstens sicher sein, daß ihm niemand widersprach. „Werden wir uns merken, Alter. Überhaupt ist hier im Gebirge die Luft besser als unten in der Ebene. Da erstickt man ja.“

Das war reichlich übertrieben, aber Berl war dafür bekannt, daß er gern übertrieb.

Das Gelände stieg an. Immer weniger Gras wuchs, und der nackte Fels trat zutage. Die Reifen des Jeeps waren gut und neu. Sie hielten schon eine Menge aus. Außerdem hatte Berl zwei Ersatzreifen dabei. Er machte sich keine allzu großen Sorgen. Im Notfall konnte er noch immer den Hilfsdienst von Jagolar mit seinem Funkgerät herbeirufen.

Ihm fiel der wandernde Stern von gestern abend wieder ein

„Komische Geschichte“, knurrte er und betrachtete die riesige Gebirgskette, die noch keines Menschen Fuß betreten hatte. „Ob sich jemand da oben ein Wochenendhaus gebaut hat? Quatsch, das würde ich doch wissen! Außerdem ist keiner so verrückt wie ich.“

Mit Selbstgesprächen und kleinen Pausen verging die Zeit. Als die Sonne am höchsten stand, fuhr Berl den Jeep in den Schatten eines breitkronigen Baumes und stellte den Motor ab. Er streckte sich, griff nach

der Winchester und stieg aus.

Er konnte bis weit in die Ebene hinabsehen, und fern am Horizont vermeinte er die Umrisse von Jagolar erkennen zu können. Aber es war etwas dunstig, und er war sich nicht sicher.

Er drehte sich um und sah hinauf ins Gebirge. Weit würde er mit dem Jeep nun nicht mehr kommen, und der Gedanke, zu Fuß weiterwandern zu müssen, gefiel ihm gar nicht. Er würde eben so weit fahren, wie er kam.

Auf einem der Gipfel war ein kurzes Aufblitzen; so als würden die Sonnenstrahlen von einem größeren Metallgegenstand reflektiert. Berl fuhr sich über die Augen und sah genauer hin. Das Aufblitzen wiederholte sich nicht. Es mußte eine Täuschung gewesen sein.

„Wie der blödsinnige Stern“, brummte er und schulterte das Gewehr. Ein paar Schritte vor dem Essen würden ihm guttun. Vorher aber kehrte er noch einmal zum Jeep zurück und nahm den Feldstecher mit.

Er stellte fest, daß er noch ein gutes Stück fahren konnte, wenn er das ausgetrocknete Flußbett benutzte. Ganz ausgetrocknet war es ja nicht, aber der Jeep kam schon durch. Einzelne Geröllstücke mußten umfahren werden, aber sonst gab es nur Kies oder Sand.

Berl schoß einen Vogel, der einem irdischen Rebhuhn sehr ähnlich sah. Dann ging er zum Wagen zurück, machte ein kleines Feuer und nahm den Vogel aus. Wasser fand er im Flußbett. Nach der kräftigen Mahlzeit und einem guten Schluck Kaffee setzte er seine Entdeckungsreise fort.

Gegen Abend ging es wirklich nicht mehr weiter, wenn er unbedingt ins Gebirge hinein wollte. Die vom Wasser in den Fels geschnittenen Stufen waren für den Jeep zu hoch. Schweren Herzens mußte er sich dazu entschließen, den Weg zu Fuß fortzusetzen.

Nach dem Abendessen nahm er, wie gewöhnlich, Funkverbindung zu Doris auf.

„Ich werde eine Hochgebirgstour unternehmen, Doris. Freue mich schon mächtig darauf. Wie geht es auf der Farm?“

„Keine Sorge. Alles in Ordnung. George muß überholt werden. Machte heute einfach nicht mehr mit. Fehler in der Programmierung, nehme ich an.“

„James bringt das in Ordnung. Sonst noch was?“

„Ja, fast hätte ich es vergessen. Der Nachschubtransporter von der Erde ist da. Landete, als sei inzwischen nichts geschehen. Übrigens kein terranisches Schiff. Stammt, soviel ich gehört habe, von Plophos.“

„Das ist der Planet, von dem Rhodan sich seine Frau holte. Die hilft ihm also jetzt, wo es brenzlich ist. Finde ich nett.“

„Unsere Leute waren aber gar nicht nett. Sie hätten

die Besatzung fast gelyncht, obwohl die bestimmt nichts dafür kann, daß der Nachschub stockte. Ist aber inzwischen wieder in Ordnung. Kusenbrin hat scharf durchgegriffen und ein paar Randalierer ins Gefängnis gesteckt.“

„Er hat recht daran getan. Schade. ich habe Wichtigeres zu tun. Denk dir nur, gestern war mir, als hatte ich ein hell erleuchtetes Raumschiff auf dem Gebirge landen sehen. Kann natürlich eine Täuschung sein, aber ich will mir das ansehen. Vielleicht sind es Fremde.“

„Sei nur vorsichtig, Berl. Man kann niemals wissen, was auf einer unerforschten Welt passiert. Überlaß das dem Forschungsdienst.“

„Der schläft doch dauernd. Weißt du noch, was sie damals sagten, als ich ihnen die neue Echsenart vorführte ...?“

„An Echsen haben sie wenig Interesse, aber an heimlich gelandeten Fremden würden sie bestimmt großes Interesse haben.“

„Vorläufig ist alles nur eine Vermutung. Deswegen wandere ich ja morgen zu Fuß weiter. Ich muß hinauf zum Gipfel. Wenn dort wirklich ein Schiff gelandet ist, finde ich die Spuren. Erst wenn ich Gewißheit habe, melde ich den Vorfall. Das Dumme ist nur, daß ich das Funkgerät nicht mitnehmen kann. Es wäre zu schwer. Ich bin froh, wenn ich mein Gewehr schleppen kann.“

„Dann rufst du morgen nicht an?“

„Es ist ein weiter Weg. Vor übermorgen bin ich sicher nicht zurück. Sei also nicht beunruhigt, wenn du zwei Tage nichts von mir hörst. Dann allerdings solltest du Kusenbrin benachrichtigen.“

„Und ob ich das tue! Sei vorsichtig, und wenn es gefährlich werden sollte, spiele nicht den Helden.“

„Ich bin ja gar keiner“ gab Berl fröhlich zu und dachte daran, wie er einmal vor einem Zahnaffen durch die Steppe davongerannt war. „Ich bin wirklich kein Held, da kannst du ganz beruhigt sein.“

Sie besprachen noch einige familiäre Dinge, dann verabschiedeten sie sich. Berl schaltete das Gerät ab und ging zum Lagerfeuer. Er hatte es so angelegt, daß der Schein nicht weit zu sehen war. Das Gebirge war nah und er hatte das untrügliche Gefühl daß mit diesem Gebirge irgend etwas nicht stimmte.

*

Das Gelände wurde immer beschwerlicher.

Berl hatte die erste Flußstufe überwunden. Er hatte am rechten Ufer einen schmalen Pfad entdeckt der von Tieren getreten worden war. Er führte immer bergan, den Gipfeln entgegen. Aber dann wurde er felsig, und er mußte klettern. Das Gewehr war hinderlich, aber er konnte sich nicht davon trennen. Im Rucksack drückten die Konserven.

Gegen Mittag wurde es fast unerträglich heiß. Zum Glück wuchsen immer noch Bäume, wenn sie auch niedrig und verkrüppelt waren. Aber wenigstens spendeten sie Schatten. Berl legte eine Pause ein Er aß nichts, denn er verspürte keinen Hunger.

Dann begann die eigentliche Gebirgswand. Der Einstieg gestaltete sich einfacher, als Berl erwartet hatte. Immer wieder gab es Vorsprünge und schmale Bänder, auf denen er voran kam. Wenn er sich umdrehte konnte er die ganze Ebene übersehen. Seinen Jeep entdeckte er nicht. Er hatte ihn zu gut getarnt.

Als es dämmerte, erreichte er den Gipfel.

Er blieb liegen, wo er gerade lag und beobachtete das Plateau, das sich vor ihm erstreckte. Darüber spannte sich der klare Himmel mit seinen vielen tausend unbekannten Sternen. Die Silhouetten der Felsvorsprünge und Erhebungen waren deutlicher zu erkennen als die tiefer liegenden Senken.

Nach einigen Minuten beschloß Berl, die weiteren Nachforschungen auf den anderen Tag zu verschieben. Er hatte auch seine Taschenlampe im Jeep vergessen, außerdem wurde es ganz schnell dunkel.

Vorsichtig erhob er sich und suchte einen geeigneten Platz, wo er schlafen konnte. Es war immer noch warm und das Gestein würde die Tageswärme die ganze Nacht über abgeben. Er kramte in seinem Rucksack und fand eine Obstkonserve nicht ganz sein Geschmack. aber sie wurde den ärgsten Hunger stillen.

Als er einige Stunden geschlafen hatte, weckte ihn ein Geräusch.

Er blieb still liegen und versuchte die Dunkelheit zu durchdringen. So einfach war das nicht, und er wußte auch nicht, woher das Geräusch kam. Es war ein eigenartiges Schaben, wie von Metall auf Metall.

Hier oben gab es aber kein Metall. Nur Felsen.

Er griff nach dem Gewehr, legte es aber dann wieder zurück. Was nützte ihm die Waffe, wenn er nichts sah?

Vorsichtig stand er auf und ging um den Felsbrocken herum, der ihm als Windschutz diente. Das Licht der Sterne erhellte das Plateau nur dürrtig. Ein ganz anderes Licht erhellte es wesentlich mehr, erhellte es derart, daß Berl schnell in Deckung ging, um nicht gesehen zu werden.

Während er noch darüber nachdachte, warum er das Licht nicht schon vorher bemerkt hatte, kam ihm zu Bewußtsein, was er eben gesehen hatte.

Auf dem Plateau war ein kleines Raumschiff gelandet Die Mannschaft war dabei, es zu entladen was immer es auch zu entladen gab.

Es war Berl klar, daß er in Lebensgefahr schwebte. Er hatte nicht die geringste Ahnung, wer da heimlich auf Jago III gelandet war, aber auf keinen Fall konnte

es ein Schiff des Solaren Imperiums sein. Dann wüßten er und alle anderen Siedler davon.

Also waren es Fremde.

Was aber hatten Fremde hier im Gebirge zu suchen? Eine Art Invasion? Ein heimlicher Stützpunkt?

Berl fand keine Antwort. Er wußte nur, daß er seine Beobachtung so schnell wie möglich Oberstleutnant Kusenbrin mitteilen mußte.

Aber jetzt konnte er auf keinen Fall hier weg. In der Nacht war der Abstieg ein selbstmörderisches Unterfangen. Hinzu kam, daß Berl neugierig war. Er wollte wenigstens noch wissen, was hier eigentlich gespielt wurde, ehe er verschwand. Er mußte mit Tatsachen aufwarten, wenn er Kusenbrin überzeugen wollte.

Das Licht und die Geräusche blieben die ganze Nacht, dann startete das Schiff wieder. Es verschwand nahezu geräuschlos zwischen den Sternen. Ein wenig später starteten noch drei Gleiter und flogen in westlicher Richtung davon.

Als es heller wurde, wagte sich Berl aus seinem Versteck hervor. Er klemmte die Winchester unter den Arm und näherte sich, jeden Felsen als Deckung benutzend, der Stelle, an der das fremde Schiff gestanden hatte. Im Dunkeln war es nur undeutlich zu erkennen gewesen, und das merkwürdige Licht ohne Strom hatte ihn geblendet.

Jetzt aber ging gerade die Sonne auf.

Es gab genug Spuren, obwohl der Boden glatt und felsig war. In einer Senke lag abgerissenes Verpackungsmaterial - durchsichtige Folien aus unbekanntem Material. Die Landestützen des Schiffes hatten Schleifspuren hinterlassen, soviel übrigens, daß Berl gleich klar wurde, daß hier nicht zum erstenmal ein Schiff gelandet war.

Aber warum ausgerechnet hier? Warum hatte es seine Fracht nicht gleich an Ort und Stelle gebracht? Warum wurden dazu Gleiter benutzt?

Er fand keine Antworten auf seine Fragen.

Gegen Mittag machte er sich auf den Rückweg und erreichte bei Anbruch der Abenddämmerung seinen Jeep. Er war unversehrt. Die Funkverbindung zu Doris kam sofort zustande.

„Ich wollte noch eine halbe Stunde warten, dann hätte ich Kusenbrin verständigt. Was ist nun?“

„Ich hatte recht. Oben im Gebirge landen fremde Schiffe und bringen irgend etwas nach Jago III. Ich weiß aber nicht, was es ist.“

„Ob Kusenbrin dir das abnimmt?“

„Das ist seine Sache. Halte vorläufig den Mund, denn ich möchte ihm persönlich berichten, das wirkt überzeugender. Ich verbringe die Nacht noch hier im Flußbett und trete morgen früh die Rückfahrt an. In zwei Tagen bin ich in Jagolar.“

„Hältst du es nicht für besser, wenn ich Kusenbrin

von deiner Beobachtung Mitteilung mache? Vielleicht ist es etwas Wichtiges, und wir verlieren zwei volle Tage, wenn wir warten. Wenn wirklich Fremde gelandet sind, wie du vermutest, ist vielleicht Jede Stunde entscheidend; lebensentscheidend, Berl.“

„Wer weiß, wie lange das schon hier oben so geht - da kommt es auf einen Tag mehr oder weniger auch nicht mehr an. Ich beeile mich.“

„Rufe mich öfter an.“

„Wird gemacht.“

In dieser Nacht schlief er schlecht. Schon kurz nach Mitternacht packte er seine Sachen zusammen und folgte dem Flußlauf. Er kam nur langsam voran, denn er fuhr ohne Licht. Zum Glück waren die Uferböschungen meist steil, so daß er sich nicht verfahren konnte. Als die Sonne aufging, erreichte er den Lagerplatz mit der Baumgruppe. Er gönnte sich eine kurze Pause und fuhr dann weiter. Nun kannte er den Weg wieder, und er nahm keine Rücksicht auf den Jeep. Mittags kürzte er ab und war abends nur noch dreißig Kilometer von seiner Farm entfernt.

Er nahm Verbindung zu Doris auf und erklärte ihr, daß er gleich nach Jagolar zu Kusenbrin führe, um sich den Weg über die Farm zu sparen. Morgen vormittag schon wäre der Chef unterrichtet.

Und so geschah es auch..

Oberstleutnant Joal Kusenbrin hatte dunkelblondes Haar und ein auffallend schmales Gesicht, das jedoch Energie und Tatkraft verriet. Als Berl Kuttner sein Dienstzimmer betrat, stand er auf und ging ihm mit ausgestreckter Hand entgegen.

„Mein lieber Kuttner, wie ich höre haben Sie mir etwas Wichtiges mitzuteilen. Hoffentlich haben Sie bei Ihrem letzten Ausflug keine unbekannten Saurier im Urwald entdeckt, oder im Meer ...“

„Es ist im Gebirge“, unterbrach ihn Berl und setzte sich Kusenbrin gegenüber. „Fremde!“

Kusenbrin machte ein ungläubiges Gesicht.

„Fremde? Was wollen Sie damit sagen, Kuttner?“

„Sie landeten mit einem nicht besonders großen Schiff und entluden es. Es war zu dunkel, als daß ich alles hätte erkennen können. Doch soviel ist gewiß, die Fremden sind Menschen, Humanoiden.. Und was sie entluden, konnten sie mit drei mittleren Gleitern fortbringen. Dann startete das Schiff wieder und verschwand.“

Kusenbrins Gesicht verriet noch immer Skepsis. Berl hatte ihm schon eine Menge Geschichten erzählt in den vergangenen vier Jahren, aber die hier war zweifellos die abenteuerlichste.

„Soso. Das klingt ja recht interessant. Hoffentlich haben Sie keine Gespenster gesehen, Kuttner.“

„Dachte ich mir doch, daß Sie mal wieder den Ungläubigen spielen! Aber ich versichere Ihnen, daß ich nicht geträumt habe. Wenn Sie wollen, fliegen wir mit einem Gleiter zu der Stelle. Ich kann Ihnen

die Spuren zeigen. Das wird Sie überzeugen.“

Eine Stunde später war Kusenbrin überzeugt.

Er bedankte sich bei Berl Kuttner entschuldigte sich für sein anfängliches Mißtrauen und fuhr dann hinaus zum Raumhafen, um über die Hyperfunkstation ein in der Nähe befindliches Schiff der Raumflotte anzurufen.

Genau wie Berl war er der Auffassung, einer besonders wichtigen Sache auf der Spur zu sein.

Noch bevor er die Station betreten konnte, begegnete er Kays Rasath, dem Kommandanten des plophosischen Schiffes.

Als die ALDABON auf dem kleinen Raumhafen von Jagolar landete sah es wirklich nicht so aus, als würden sich die Siedler über den so lange erwarteten Nachschub freuen Captain Heinhoff und seine Leute hielten sich verborgen, und auch Gucky blieb mit seinen beiden Mutantenkollegen in der Kabine. Niemand brauchte zu wissen, daß sie im Schiff waren.

So blieb es Kays Rasath überlassen, den ersten Ansturm der Siedler abzuwehren. Er tat es mit einer Gelassenheit, die den heimlichen Beobachtern im Schiff Achtung abverlangte. Hinzu kam, daß Kusenbrin Polizei einsetzte, um die zornigen Siedler vor Übergriffen zu bewahren. Rasath erklärte, die Wirtschaftslage des Imperiums sei durch die Geldduplikation äußerst angespannt, und so habe sich Mory Rhodan-Abro entschlossen, in dieser schwierigen Lage durch eigene Schiffe zu helfen.

Diese Nachricht beruhigte die Siedler, die sich schon vergessen glaubten. Ihr Zorn verwandelte sich in Wohlwollen, und als die Arbeitsroboter mit dem Entladen des Schiffes begannen, fanden die ersten Verbrüderungsfeiern zwischen Terranern und Plophosern statt.

Rasath begleitete Kusenbrin in sein Büro und ließ sich von ihm Bericht erstatten. Er erkundigte sich unauffällig danach, ob außer terranischen Schiffen noch andere Schiffe auf Jago III gelandet seien..

Kusenbrin verneinte, ohne richtig zu verstehen. Jago III sei eine primitive Siedlerwelt, und man habe niemals Besuche erhalten, sagte er.

Rasath wechselte schnell das Thema. Man gedenke, einige Tage auf Jago III zu bleiben, um einige Teile des Antriebs zu überholen. Er bat um die notwendige Unterstützung, die ihm natürlich zugesagt wurde.

Gucky war erleichtert, als er davon erfuhr.

„Dieser Düsenbirn ist ein feiner Kerl“, stellte er fest und stolzierte in der Messe auf und ab, wo sich das Einsatzkommando der Solaren Abwehr versammelt hatte. „Man sollte ihm einen Orden ...“

„Kusenbrin“, verbesserte Rasath geduldig.

„Klingt genauso komisch“, sagte Gucky. „Namen haben diese Terraner!“

„Das kommt daher“, erklärte Captain Heinhoff bereitwillig, „weil in den vergangenen vierhundert Jahren alle geographischen und nationalen Grenzen auf der Erde verschwanden, ebenso wie die Unterschiede der Rassen. Durch die Vermischung entstanden seltsame Namenskombinationen.“

„Geschenkt.“ Gucky sah auf die Uhr. „In drei Stunden wird es dunkel. Ein Tag auf Jago III dauert zweiundzwanzig Stunden und dreiundzwanzig Minuten. Also keine Umstellung. Ich bin dafür, daß wir noch heute nacht aufbrechen. Die ALDABON bleibt hier, bis wir Bescheid wissen und die Flotte alarmiert haben. Dann soll sie schnell verschwinden, denn wir wissen nicht, was alles passieren könnte.“

„Die Siedler sollen, wenn möglich, nichts von unserer Aktion merken, damit sie sich nicht beunruhigen. Sollte sich unser Verdacht allerdings bestätigen, wird ein allgemeiner Planetenalarm nicht zu vermeiden sein.“

Sie besprachen noch die weiteren Einzelheiten ihres Planes, um sich dann für drei Stunden schlafen zu legen. Als es völlig dunkel geworden war, wurden die beiden Flugpanzer startklar gemacht. Eine Entdeckung war sehr unwahrscheinlich, denn mit eingeschalteten Antigrafeldern konnten sich die Shifts geräuschlos in die Luft erheben und praktisch wie Ballone davontreiben, bis sie weit genug von Jagolar entfernt waren. Dann erst würde der Antrieb eingeschaltet werden.

Gucky, Noir und Sengu würden mit vier Mann des Einsatzkommandos den einen, Heinhoff und sechs Mann den anderen Flugpanzer besteigen. Jeder Funkverkehr sollte unterbleiben. Notfalls sollte Gucky wichtige Meldungen durch Teleportation überbringen, auch zur ALDABON.

Vorsichtig wurden die Frachtluken des großen Kugelraumers geöffnet. Draußen war alles dunkel. Nur drüben in der Ansiedlung war noch Licht. Man hörte Gesang und Lachen. Die Besatzung der ALDABON hatte Landurlaub erhalten.

„Die Luft ist rein.“ stellte Rasath fest. „Die haben hier nicht einmal Posten. Wir haben uns unnötige Sorgen gemacht.“

„Um so besser.“ Gucky trug seinen speziellen Einsatzanzug und machte ein streng dienstliches Gesicht. Schließlich war er für dieses Sonderkommando verantwortlich. Seine heimliche Angst, er könne sich blamieren, weil sein Verdacht sich nicht bewahrheiten würde, wich der Sorge, er könne sich nun doch bewahrheiten. So ganz genau wußte er plötzlich nicht mehr, was ihm eigentlich lieber war. „Ist alles klar?“

„Alles klar“, bestätigte Heinhoff. „Es kann losgehen.“

Sie stiegen in die Shifts. Die Piloten nahmen ihre Plätze ein, und Sekunden später wurden die schweren

Flugpanzer völlig gewichtslos. Einige Plophoser konnten sie aus der Luke schieben, und einmal draußen, schwebten sie langsam in den Nachthimmel hinauf.

Dabei entfernten sie sich allmählich voneinander, und bald verloren sie sich. Jeder war nun auf sich selbst angewiesen, aber mit Hilfe der streuungsfreien Orte würde es möglich sein, den anderen aufzuspüren.

Gucky saß neben dem Piloten und starrte auf den Schirm. Viel gab es nicht zu sehen. Tief unten glitten die Lichter der Ansiedlung vorbei und blieben zurück. Als sie endgültig verschwunden waren, wurde der Antrieb eingeschaltet.

„Immer nach Westen“, kommandierte Gucky und warf einen Blick auf die Karte, die er von Kusenbrin erhalten hatte. Auf dem Umweg über Rasath, versteht sich. „Hinter der Ebene liegt ein Waldgebiet, das sich über Hunderte von Kilometern erstreckt. Dort sind wir einigermaßen sicher. Wir errichten einen Stützpunkt und beginnen dann mit unseren Nachforschungen.“

Der Pilot nickte.

„Hoffentlich können wir landen wenn es dunkel ist!“

„Dann landen wir eben, wenn es hell wird.“

Der Pilot schwieg.

Sie verringerten die Geschwindigkeit, als sie sich dem von Gucky gewählten Landeplatz näherten, aber das Licht der Sterne war zu gering um etwas erkennen zu können. Die Scheinwerfer wollte man nicht einschalten.

Fast bewegungslos schwebte der Shift in zweihundert Meter Höhe über dem Urwald. Die Ortung ergab daß der Shift mit Heinhoff keine sieben Kilometer entfernt war.

Nach zwei Stunden endlich begann es zu dämmern. Gucky befahl dem Piloten, tiefer zu gehen, damit man sie nicht sehen konnte. Der undurchdringliche Wald wurde nur von einem Fluß unterbrochen, der fast gradlinig nach Süden. floß, dem Meer entgegen.

„Nördlich ist ein Plateau“, meldete einer der Abwehroffiziere. „Es würde sich vielleicht zur Landung eignen. Ein Stützpunkt wäre dort gut zu verteidigen.“

„Nichts wie hin“, entschied Gucky der allmählich die Allüren eines militärischen Oberbefehlshabers annahm. Niemand nahm ihm das besonders übel, weil er im Gegensatz zu einem solchen Oberbefehlshaber wenigstens noch Humor bewies. „Verteidigung ist immer wichtig ...“

Der Shift nahm wieder Fahrt auf und kurz darauf näherte er sich der waldbewachsenen Hochfläche. Sie war nicht größer als ein Quadratkilometer. und es mußte weniger Wasser als in der sumpfigen Ebene

geben. Die Bäume standen nicht so dicht. Auf einer kleinen Lichtung landeten sie schließlich.

„Von Gehirnimpulsen“, sagte Noir nach einer Weile, „gibt es hier nicht die geringste Spur, aber in der Beziehung dürfte wohl Gucky der größte Experte sein.“

„Ich kann auch nichts entdecken.“ Gucky sah Sengu an. „Vielleicht guckst du mal in die Erde, ob du da etwas entdeckst.“

„Das wäre aber Zufall!“ meinte der Späher.

„Wir leben von solchen Zufällen“, erklärte Gucky und rückte die Uniform zurecht. „Drei Freiwillige, die mich begleiten!“

Es meldeten sich alle, wie das so üblich war. Gucky wählte drei der Männer aus und kletterte aus der Kabine des Flugpanzers in die Luftschleuse. Dann sprang er ins Freie. Die drei Männer in voller Kampfausrüstung folgten ihm.

Das Gras war knöchelhoch. Die Raupenketten des Panzers waren fast zwanzig Zentimeter tief eingesunken, so weich war der Boden. Der Waldrand war keine dreißig Meter entfernt. Nichts regte sich dort.

„Sieht ja ganz idyllisch aus“, bemerkte einer der Männer und vertrat sich die Füße. „Von einem heimlichen Stützpunkt der Meister oder Tefroder keine Spur ...“

„Warten wir doch mal ab“, riet Gucky. „Vielleicht stehen wir schon drauf.“

Der Sergeant starrte unwillkürlich auf seine Stiefelspitzen, aber als er dort keinen Meister der Insel oder Tefroder entdecken konnte, zuckte er die Achseln und rückte die Uniform zurecht.

„Ich denke, hier können wir den Stützpunkt errichten“, meinte der junge Leutnant zu Gucky. Er war der Stellvertreter Heinhoffs. Sein Name war Müller, schlicht und einfach Müller. „Wenn wir erst einmal die Geräte aufgebaut und in Betrieb genommen haben, ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis wir den ersten Impuls auffangen.“

„Das gebe Ghuul“, sagte Gucky, ohne jemand zu erklären, wer dieser sagenhafte Ghuul eigentlich war. „Leutnant Müller, vielleicht haben Sie die Güte, mit Ihren beiden Männern den Waldrand abzugehen und nachzuforschen, ob es hier wilde Tiere gibt.“ Er schluckte. „Besonders interessiert es mich, ob es große Katzen gibt.“

Leutnant Müller grinste und marschierte los. Gucky spazierte um den Shift herum und inspizierte die nähere Umgebung. Dann teilte er Noir mit, daß alles in Ordnung sei.

Die Errichtung der Station und des ersten Stützpunktes auf Jago III begann.

Captain Heinhoff und seine Männer, die wenig später auf derselben Lichtung gelandet waren, hatten tatkräftig mitgeholfen. Die Station stand. Es waren

zwei Hütten aus vorgefertigten Teilen. In der einen sollte die Besatzung wohnen, in der anderen waren die Spezialgeräte des Abwehrrdienstes untergebracht. Zwei Männer hielten dort ständig Wache.

Obwohl die Geräte immer eingeschaltet waren, fingen sie am ersten Tag keinen einzigen Impuls auf, der vielleicht von einem Transmitter stammen konnte.

Am zweiten Tag machte sich Gucky mit den beiden Mutanten Sengu und Noir höchstpersönlich auf die Suche.

Der Einfachheit halber teleportierte Gucky mit den beiden einige Kilometer nach Norden und materialisierte mitten im Urwald am Ufer des Flusses, den sie schon vom Shift aus gesehen hatten.

Sengu konzentrierte sich und setzte seine Fähigkeiten ein. Aber so sehr er sich auch anstrengte, in dem sumpfigen Boden gab es erst in großer Tiefe festen Fels, aber auf keinen Fall Metallgegenstände. Und die waren bestimmt vorhanden gewesen, auch wenn die Tefroder in steinigten Höhlen unter der Oberfläche hausen sollten.

Noir stand inzwischen vor einem Baum und betrachtete ihn, als habe er noch nie einen Baum gesehen.

Gucky kam herbei und stemmte die Arme in die Hüften.

„Was gibt es denn da so Interessantes zu sehen?“

Noir nahm den Blick nicht von dem auffällig glatten Stamm.

„Eigentlich nicht viel, Kleiner. Eigentlich nur ein kleines, rundes Loch. Dort! Siehst du es?“

Gucky, etwas zu klein geraten stellte sich auf die Zehenspitzen. Das Loch war nun auf gleicher Höhe mit seinen Augen.

„Vielleicht ein Wurm“, vermutete er unsicher.

„Schöner Wurm“, knurrte Noir „Kaliber achtunddreißig, würde ich sagen.“

„Ein Wurm mit Kaliber achtunddreißig ... du meinst doch nicht etwa ...“

„Doch, genau das meine ich. Eine Kugel! Eine ganz gewöhnliche, altmodische Gewehr- oder Revolverkugel.“

„Oder von einer Pistole?“

Noir sah auf Gucky herab.

„Die wenigsten Menschen kennen den Unterschied zwischen einem Revolver und einer Pistole - aber das spielt hier keine Rolle. Jedenfalls hat Jemand mit so einem Ding auf den Baum geschossen. Wir werden mal nachsehen.“

Er zog ein Mehrzweckmesser aus der Tasche, wählte einen spitzen Bohrer und begann damit, den Baumstamm zu bearbeiten. Es dauerte eine ganze Weile, ehe er auf etwas Hartes stieß, und nach weiteren zehn Minuten hielt er einen deformierten Bleiklumpen in der Hand.

„Na, was habe ich gesagt?“

Gucky verzog das Gesicht. „Es hat dir ja niemand widersprochen.“ Er deutete auf die Kugel. „Und was sollen wir daraus schließen?“

„Daß jemand mit einem altmodischen Gewehr hier in der Gegend herumgelaufen ist und damit geschossen hat.“

„Sehr scharfsinnig“, gab Gucky zu. „Was soll der Quatsch? Wer rennt schon mit einem Gewehr in diesem Urwald herum? Ein Tefroder ganz bestimmt nicht.“

„Vielleicht einer der Siedler.“

Und dabei blieb es.

Gegen Abend kehrten sie zum Stützpunkt zurück, ohne etwas anderes als die Gewehrkugel entdeckt zu haben. Ein mageres Ergebnis für den gewaltigen technischen Aufwand, der erst die Expedition ermöglichte.

Der dritte Tag brach an.

Leutnant Müller, der Wache gehabt hatte, unterhielt sich mit seinem Chef, Captain Heinhoff

„Ich weiß nicht, ob es wichtig ist Sir, aber in der vergangenen Nacht wurden drei Echos geortet. Es kann sich nur um Gleiter gehandelt haben Wahrscheinlich Siedler.“

„Warum haben Sie mich nicht gleich geweckt?“ fuhr Heinhoff ihn an.

„Ich hielt es nicht für so wichtig.“

„Ist es vielleicht auch nicht. Aber die Vorschrift besagt, daß jede Beobachtung sofort zu melden ist. Haben Sie das vergessen?“

„Ich bitte um Verzeihung, Sir.“

„Hm“, knurrte Heinhoff und marschierte in entgegengesetzter Richtung davon. „Gleiter! Natürlich können es Gleiter gewesen sein höchstwahrscheinlich sogar. Trotzdem ...“

Er meldete Gucky den Vorfall.

„Gleiter? Na, das haben wir doch gleich. Muß heute sowieso zur ALDABON. Da kann Rasath diesen Düsenbirn ja mal fragen, ob heute nacht Gleiter unterwegs waren.“

Diesmal wurde Gucky nicht verbessert. Captain Heinhoff war es egal, ob Düsenbirn oder Kusenbrin. Ihm war es nur nicht egal, wenn jemand gegen die Dienstvorschriften verstieß. Das war seine Einstellung, auch wenn er Agent und Abwehrspezialist war.

„Heute abend?“

„Ja. Inzwischen werde ich mit Noir. nach Süden zum Meer teleportieren. Kann ja auch sein, daß die Tefroder wieder einmal das Wasser bevorzugt haben. Dann müssen wir mit den Shifts tauchen gehen.“

Dieser dritte Tagesausflug begann damit, daß Gucky sich bei dem weiten Sprung zum Meer verkalkulierte und nasse Füße bekam. Er ärgerte sich in der Hauptsache darüber, daß Noir sich vor Lachen

ausschütten wollte und ihn einen Springtaucher nannte. Etwas später, als der Mausbiber auf einem Baumstamm saß und seine Strümpfe zum Trocknen an einem Strauch hingen, kam ein entengroßer Vogel, schnappte sich einen Strumpf und war damit verschwunden, ehe Gucky sich von seiner Überraschung erholen konnte.

Er schimpfte wütend hinterher. aber der Vogel kam nicht zurück.

Das dritte Mißgeschick passierte ihm, als er die Stiefel wieder anziehen konnte. Gerade wollte er mit dem rechten Fuß in den Schaft hinein, da stutzte er. Noir, der neben ihm stand, sah interessiert zu

„Was ist denn?“

Gucky behielt den Stiefel im Auge und rührte sich nicht.

„Da ist was drin“, behauptete er mit unsicher klingender Stimme. „Es hat mich angesehen. Ganz glühende Augen. Gefährlich.“

„Dann laß doch den Stiefel los“, riet Noir besorgt.

„Damit man mir den auch noch klaut?“ empörte sich Gucky. „Du willst mich wohl zum Gespött der ganzen Flotte machen, was?“ Vorsichtig legte er den Stiefel auf den sandigen Boden und klopfte mit einem Stock gegen die Fußsohlen. Sekunden später kam oben am Schaft eine spitze Schnauze zum Vorschein, dem ein rattengroßer Körper mit braunem Fell folgte.

„Pieps“, machte das kleine Tier und setzte sich vor Gucky hin, den es wohl für einen entfernten Verwandten hielt.

Gucky starrte es fassungslos an.

„Dein Vetter?“ erkundigte sich Noir und setzte sich, um nicht vor Lachen umzufallen. „Wie heißt er denn?“

Der Kleine sah in der Tat wie eine Miniaturausgabe von Gucky aus, wenn auch einzelne Merkmale fehlten. So war zum Beispiel sein Schwanz rund und nicht plattgedrückt Statt eines Nagezahns hatte er deren vier. Und ganz sicher konnte das Tier weder Gedanken lesen noch teleportieren.

„Vetter!“ Gucky schnappte empört nach Luft. „Aber ich finde ihn trotzdem süß.“

„Vielleicht beißt er ...“

Gucky beugte sich herab und zwitscherte in den schrillsten Tönen. um sein Wohlgefallen zu äußern. Aber der kleine Kerl mußte ihn wohl mißverstanden haben. Mit einem erneuten Piepser machte er einen gewaltigen Satz über Gucky hinweg und landete in den Büschen. Es raschelte noch, dann war Stille.

„Schade“, sagte Noir. „Wenn du den mit zur Erde gebracht hättest, wäre eine Sensation fällig gewesen. Man hätte ihn bestimmt für deinen Sohn gehalten ...“

Gucky knurrte ärgerlich und zog den Stiefel an.

„Es wäre besser“, deutete er an. „wir erwähnten

den Vorfall nicht. Oder hat der Piepser vielleicht etwas mit den Meistern zu tun?“ „Na also! Suchen wir weiter ...“

*

Abends teleportierte Gucky in die ALDABON, um sich mit Kays Rasath zu treffen. Der Kommandant hatte nichts Neues erfahren und berichtete, daß er mehrmals mit Kusenbrin zusammengewesen war. Die Kolonie hatte in den vergangenen vier Jahren gute Fortschritte gemacht. Die Siedler waren mit ihrem Schicksal zufrieden und davon überzeugt, aus dem Planeten Jago III im Laufe der Zeit eine zweite Erde machen zu können.

„Sicher haben sie schon den größten Teil der Oberfläche erforscht“, tastete sich Gucky vor. „Sie haben ja Gleiter.“

„Ja, das stimmt. Ihr Forschungskommando ist oft unterwegs. Außerdem gibt es beherzte Farmer, die in der Gegend herumstreifen und auf eigene Faust Expeditionen unternehmen. So auch Berl Kuttner. Im Augenblick ist er gerade unterwegs, wie seine Frau mitteilte. In Richtung Gebirge.“

„Im Urwald war er auch schon? So ganz allein?“

„Er ist ein Sonderling“, berichtete Rasath, der es von Kusenbrin erfahren hatte. „Angeblich benutzt er grundsätzlich keine modernen Waffen, sondern knallt mit einer vorsintflutlichen Winchester in der Gegend herum. Was ist eigentlich eine Winchester?“

Gucky wußte es von seinem Freund Bully.

„Ein mehrschüssiges Gewehr, mit dem Bleikugeln verschossen werden.“

„Und damit kann man jemand töten?“

„Nur, wenn man trifft“, versicherte Gucky ernsthaft und dachte an das Loch im Baum, das Noir entdeckt hatte. „Dann ist es also kein Wunder wenn unsere Orte die Echos von Gleitern entdecken.“

„Durchaus nicht, aber ich werde Kusenbrin morgen fragen.“

Gucky kehrte, etwas klüger, zum Stützpunkt zurück.

Am vierten Tag fingen die Geräte nach Einbruch der Dunkelheit einen winzigen Impuls auf. Heinhoff wurde gerufen, und er begann sofort mit der Auswertung der Aufzeichnung. Es war gar nicht so einfach, denn der Impuls war nur sehr schwach und kurz gewesen. Trotzdem gelang es, seinen Ursprung einigermaßen sicher zu bestimmen.

„Etwa viertausend Kilometer von hier, südwestlich. Ist da nicht das Meer?“

Gucky nahm die Karte zu Hilfe.

„Nein. Das Meer ist nur dazwischen. Viertausend Kilometer in der angegebenen Richtung liegt ein riesiges Gebirge. Die Siedler haben es ‚Sturmberge‘ getauft. Es gilt als unerforschtes Gebiet. Und von

dorthier kam der Impuls?“

„Zweifellos.“

Gucky seufzte.

„Ja, da bleibt uns also nichts anderes übrig als zu verlegen. Mit anderen Worten: Es gibt Arbeit. Wir bauen die Station ab und ziehen in die Sturmberge. Nette Aussichten.“

„Aber doch erst morgen?“ vergewisserte sich Heinhoff wenig erfreut.

„Ja, erst morgen. Die Männer schlafen ja schon.“ Gucky gähnte. „Ich auch schon halb.“

Gucky kannte die phantastische Technik der Meister. Es war ihm völlig klar, daß der winzige Impuls unter Umständen eine sehr große Bedeutung haben konnte. Sein Ursprung war ungewiß, aber es bestand durchaus die reale Möglichkeit, daß er von einem Transmitter stammte vielleicht von einer Versuchsstation. Wenn es hier auf Jago III wirklich eine geheime Station oder ein Nachschubdepot der Tefroder gab, dann wurde es zu riskant sein, immer wieder zweifelhafte Springerkapitäne anzuheuern, die leicht von terranischen Schiffen angehalten und kontrolliert werden konnten. Eine Transmitterstation war die beste Lösung.

Der fünfte Tag brachte Arbeit. Die Station wurde abgebrochen und verladen. Gegen Mittag waren die beiden Flugpanzer startbereit. Gucky war der Meinung, daß sie bei Tageslicht fliegen sollten, denn es war kaum damit zu rechnen, daß gerade das Forschungskommando der Siedler unterwegs war. Und Beobachter der Tefroder würden sie wahrscheinlich für Siedler halten.

„Wir müssen nur darauf achten, daß wir nicht zu hoch steigen. Auch sollten wir diesmal auf Sicht fliegen und uns nicht aus den Augen verlieren.“

„Einverstanden“, sagte Heinhoff. „Von mir aus kann, s losgehen.“

Sie flogen den ganzen Nachmittag, fast die ganze Zeit über dem Meer. Schon von oben her war zu erkennen, daß es nicht sehr tief war. Es gab Tausende von Inseln, zum Teil bewachsen und durch Riffe miteinander verbunden. Dieses Gebiet war ein wahres Paradies für Sporttaucher - wenn es keine Raubfische gab.

Dann kam das Sturmgebirge in Sicht.

Es hatte seinen Namen zu Recht erhalten, denn die beiden Shifts wurden von Windböen erfaßt, die das Steuern zu einer Qual machten. In einem kleinen Seitental, das sich nach dem Meer hin öffnete, landeten sie. Heinhoff kam zu Gucky in den Flugpanzer, um die nächsten Schritte mit ihm abzusprechen.

„Hier können wir nicht bleiben, das ist klar. Was wir brauchen, ist ein Versteck, und es muß ziemlich hoch liegen, damit die Orte frei arbeiten können.“

„Stimmt“, gab Gucky ihm recht. „Aber wenn da

immer so ein Sturm ist, wird die Sache ungemütlich. Hängt wohl mit den Temperaturunterschieden zusammen.“

„Kann sein. Ein Glück, daß es warm ist. Fliegen wir gemeinsam, oder bleibt einer zurück?“

„Warum sollen wir beide Panzer riskieren? Ich fliege allein und sage dann Bescheid. Sie warten hier. Sehen Sie sich ein bißchen um.“

Und so geschah es auch.

Heinhoff blieb zurück, während Gucky mit Noir, Sengu und Leutnant Müller, der seine anderen Leute bei Heinhoff ließ, die Gipfelkette ansteuerte.

Müller flog selbst den Shift.

Er hielt sich dicht am Boden, um gegen plötzlichen Windeinfall geschützt zu sein. Zum Glück schien es hier oft zu regnen, und die Wildflüsse hatten tiefe Täler gegraben. Müller folgte einem solchen Tal, das sich fast senkrecht in den Gebirgsstock geschnitten hatte. Zu beiden Seiten waren nichts als glatte Wände, die mehrere hundert Meter anstiegen.

Sehr schwierig gestaltete sich das „Überspringen“ des Talabschlusses, denn hier heulte der Sturm mit Urgewalt über das Plateau und um die Gipfel. Aber es mußte sein, denn Gucky wollte die neue Station an möglichst hoher Stelle errichten. Im Talkessel hatte sie wenig Sinn.

Der Antrieb war stärker als die Urgewalten, die auf den Shift einstürmten. Zwar wurden Gucky und die drei Männer kräftig durcheinandergeschüttelt, aber der Flugpanzer hielt Kurs. Der Wind ließ plötzlich nach, als sie eine große und fast hundert Meter tiefe Senke mitten auf dem Plateau erreichten.

Müller landete.

Die Senke erinnerte ein wenig an einen Mondkrater. Es gab so etwas Ähnliches wie einen Ringwall, der aber sicher nicht vulkanischen Ursprungs war. Die Wand war fast rund und umschloß die Senke völlig, deren Tiefe relativ zum eigentlichen Plateau hundert Meter betrug. Gewaltige Felsblöcke in der Senke selbst boten Schutz gegen Seitensicht.

„Da hängt der Felsen sehr stark über“, sagte Noir, als sie sich umgesehen hatten. „Wenn wir den Shift darunter fahren, kann man uns auch von oben her nicht mehr sehen.“

„Ich hole Heinhoff“, entschied Gucky. „Hier bleiben wir.“

Er teleportierte zu dem wartenden Flugpanzer im Tal und landete eine Stunde später.

Zum zweitenmal wurde die Station aufgebaut, und als es dunkel geworden war, teleportierte Gucky abermals, diesmal wieder in die ALDABON.

Hier erwartete ihn eine kleine Überraschung.

Rasath war ziemlich aufgeregt.

„Ich habe schon auf Sie gewartet“, begann er, ohne Gucky zu Wort kommen zu lassen. „Von Kusenbrin habe ich eine interessante Neuigkeit erfahren. Ich erzählte Ihnen ja schon von diesem Sonderling Berl Kuttner. Der Mann kam gerade aus den Nordbergen zurück. Dort machte er eine seltsame Beobachtung. Er behauptete, ein Schiff landen gesehen zu haben, oben in den Bergen. Es seien Fremde gewesen, berichtete er. Und man hatte etwas ausgeladen und dann mit drei Gleitern fortgeschafft.“

„Mit drei Gleitern?“ wunderte sich Gucky, der an die drei Echos der Orter dachte, die sie im ersten Stützpunkt aufgefangen hatten.

„Ja. Kusenbrin hat festgestellt, daß zu der von Kuttner angegebenen Zeit keine Siedler-Gleiter unterwegs waren, wenigstens nicht im Gebirge. Es kann sich also nur um fremde Gleiter gehandelt haben, die in Jagolar nicht registriert sind. Na, was sagen Sie nun?“

Gucky sagte erst einmal gar nichts. Er dachte nach. Wenn das stimmte, was dieser Kuttner da erzählte, dann war die geheime Transmitterstation der Tefroder noch nicht fertig, immer vorausgesetzt, es waren tatsächlich Tefroder, die sich da auf Jago III breitmachten. Und wer sollte es sonst sein?

Das hieß wiederum, daß sie noch auf den Nachschub mit Schiffen angewiesen waren. Oder die Station sollte nur im Notfall eingesetzt werden, weil eine Ortung immerhin möglich war.

„Nun?“

Rasath wurde ungeduldig. Für ihn war der Fall klar. Für Gucky auch aber das war ja gerade das Problem. Aus seiner Vermutung war Gewißheit geworden, sein Verdacht hatte sich bestätigt. Nun wurde Rhodan nicht mehr mitleidig abwinken können, sondern er mußte sich ernsthaft mit der Angelegenheit befassen. Wirtschaftskrise oder nicht.

„Sie bleiben noch hier, Rasath, bis ich genau weiß, was hier vorgeht. Erst dann verschwinden Sie. Ich gebe Ihnen Bescheid. Bleiben Sie in Kontakt mit Busenhirn.“

„Sie meinen Kusen ...“

„Genau den. Sorgen Sie aber dafür daß er nichts erfährt. Dem sein Sehreck wird noch groß genug sein wenn es hier losgeht und Rhodan seine Roboter abregnen läßt.“

„Sie meinen wirklich, daß es zu einem Großeinsatz kommen wird?“

„Davon bin ich sogar fest überzeugt.“

Gucky kehrte in die Sturmberge zurück und unterrichtete Heinhoff.

„Was uns jetzt noch fehlt“, sagte der erfahrene Abwehrmann. „ist nur die Gewißheit. Dann können wir endlich handeln.“

„Die werden wir bald haben“, versprach Gucky,

ohne es selbst so genau zu wissen.

*

Am ersten Tag durchforschte Gucky mit Noir die Senke und die umliegenden Gipfel. Sie hatten insofern Glück, als der Sturm sich gelegt hatte und nur noch ein lauer Wind wehte. Das Gebirge lag fast unter dem Äquator, und selbst auf den höchsten Gipfeln gab es keine Spur von Schnee. Dabei waren die Gipfel bis zu fünftausend Meter hoch.

Es gab keinerlei Spuren. Noir war davon überzeugt, daß hier noch nie zuvor ein Mensch gewesen war, und eigentlich hatte er hier oben auch nichts zu suchen. Um so größer war die Wahrscheinlichkeit, daß die Tefroder hier etwas suchten - nämlich Ruhe und Sicherheit für das, was sie planten.

„Eigentlich müßte Sengu ja feststellen können, wenn sich unter uns im Gebirge eine Transmitterstation befindet“, meinte Noir mittags, als sie auf einem kleineren Gipfel saßen und sich von der Sonne bescheinen ließen. „Er sieht aber nichts als Felsen.“

„Stimmt haargenau“, gab Gucky zu. „Aber irgend etwas an seiner Schilderung hat mich stutzen lassen. Ist dir eigentlich nichts aufgefallen?“

„Keine Ahnung, wovon du sprichst.“

„Von Sengu, wovon sonst? Er hat uns doch erzählt, daß er nur Felsen sieht. Er hat aber auch berichtet, daß ihm so wäre, als würde er behindert.“

„Das kann an der Dicke der Schichten liegen. Er muß sich ja jedesmal neu umstellen, wenn eine andere Schicht kommt. Die molekulare Zusammensetzung der verschiedenen Gesteinsarten ...“

„Kann sein, muß aber nicht sein“, unterbrach Gucky. „Ich glaube nicht, daß es der Felsen allein ist, der Sengu stört. Damit wurde er bisher immer fertig.“

„Und was soll es sonst sein, deiner Meinung nach?“

„Vielleicht eine Abschirmung, ein Absorberfeld - was weiß ich?“

Sie schwiegen und dachten darüber nach. Zu einem Ergebnis kamen sie natürlich nicht.

Gucky mußte viel an das fremde Schiff und die drei Gleiter denken, die Berl Kuttner beobachtet hatte. Wenn er das doch nur früher geahnt hätte! Er, Gucky, wäre ganz schnell dahintergekommen, was es mit den Fremden auf sich hatte. Er wäre einfach hingegangen und hatte sie gefragt. Natürlich nicht direkt, sondern telepathisch. Nun ja, Kuttner war schließlich kein Telepath, und außerdem besaß er nur einen alten Schießprügel.

„Gehen wir weiter“, sagte Noir schließlich.

Am zweiten Tag, als die Sonne genau senkrecht

über der Plateausenke stand, wurde ein Transmitterimpuls aufgefangen, und diesmal strahlte Heinhoff übers ganze Gesicht.

„Das sieht schon ganz anders aus“, rief er Gucky zu, der gerade an der Orterstation vorbeiging. „Das ist ein einwandfreier Arbeitsimpuls. Wenn die einen Transmitter haben, ist er schon in Betrieb. Jedenfalls sind wir nun ziemlich nahe dran.“

Die Auswertung begann. Sie war einfach. Der Ursprung des Impulses konnte genau ausgemacht werden. Die Peilung ergab, daß der Transmitter fünfundzwanzig Kilometer in nordwestlicher Richtung entfernt war.

Mit Hilfe der Karte stellten sie fest, daß auch dort noch Gebirge war. Die Einpeilung wies genau auf einen riesigen Berg mit flachem Gipfel.

„Da müssen wir dann ja wohl mal hin“, konstatierte Gucky, als die Berechnungen abgeschlossen waren. „Diesmal soll Sengu mich begleiten.“

Kurze Zeit darauf teleportierten sie zu dem Gipfel.

Er war sehr imposant und bot von den Rändern des Plateaus aus einen überwältigenden Blick. Am Horizont lag das Meer, dazwischen erhoben sich die einzelnen Gebirgsketten. Das Gipfelplateau war mehrere Quadratkilometer groß, und es war unmöglich, es Meter für Meter abzusuchen.

Sengu war an der Reihe, seine Späherfähigkeit unter Beweis zu stellen.

Gucky hingegen befaßte sich mit seinen Spezialinstrumenten, die er von Heinhoff erhalten hatte. Es handelte sich um winzige, aber sehr empfindliche Orte und Strahlensucher mit exakten Anpeilelementen.

Sengu saß auf einem kleinen Stein hielt den Kopf gesenkt und starrte auf die Felsen zu seinen Füßen. Dann schloß er die Augen. Gucky bemühte sich, die Konzentration des Mutanten nicht zu stören. Er ging ein wenig abseits und begann mit seinen eigenen Messungen.

Nach fast zehn Minuten stand Sengu plötzlich auf.

„Es hat einfach keinen Sinn. Ich sehe nichts als Felsen. Das mag ja auch so sein, aber der merkwürdige Widerstand stört mich. Wenn ich doch nur wüßte, was das ist. Wirklich ein Absorberfeld oder eine andere Abschirmung?“

„Wir wissen ja überhaupt noch nicht, ob was unter dem Plateau ist.“

„Darum geht es nicht, Gucky. Es geht um den mentalen Widerstand den ich spüre. Praktisch ist meine Fähigkeit gestört. Sie kommt einfach nicht zur Geltung. Es wäre so, als könntest du plötzlich nicht mehr teleportieren.“

Gucky sah Sengu an und setzte sich langsam auf einen Stein.

„Was sagst du da? Wie kommst du darauf, Weißt

du, daß du mich da auf eine ganz verrückte Idee bringst?“

„Wieso?“

„Tatsache ist, daß ich seit vorgestern Hemmungen habe, wenn ich teleportiere. Das fing eigentlich schon mit meinem ersten Fehlsprung mit Noir an, als ich im Meer landete. Ich habe seit vorgestern Angst, daß ich woanders materialisiere, als ich eigentlich möchte. Jemand stört mich.“

Sengu nickte.

„Na also, da haben wir es ja schon. Eine Art Psi-Sperre.“

Gucky starrte ihn an, richtig erschrocken. Dann schüttelte er den Kopf.

„Eine richtige Sperre kann es nicht sein, denn dann könnte ich überhaupt nicht springen. Ich werde nur - nun, sagen wir mal behindert. Genau wie du. Es gibt also jemand, der von unserer Existenz weiß, sich aber nicht bemerkbar machen möchte. Praktisch ist das der endgültige Beweis für das Vorhandensein Fremder auf Jago III - und doch genügt er nicht, um Rhodan restlos zu überzeugen.“

„Keine Bange, das kann nicht mehr lange dauern.“

Gucky wollte gerade etwas sagen, als eins seiner Instrumente ansprach. Ein heller Summton war zu hören, dann schlugen einige Zeiger aus. Auf einem winzigen Bildschirm erschienen schnell vorbeihuschende Wellenlinien.

„Energieechos ...!“ staunte Sengu. „Wo kommen denn die her?“

Gucky ließ eine Peilantenne herumschwenken, bis sie nach Westen und deutlich dem Boden entgegenzeigte.

„Ja, Energieechos, und zwar sehr starke. Trotzdem behaupte ich, daß sie abgeschirmt werden. Es können nur winzige Spuren sein, die diese Abschirmung durchdringen. Sie sind es, die wir empfangen. Da sie aber noch immer ungewöhnlich stark sind, können wir es nur mit den Ausstrahlungen gigantischer Atomreaktoren zu tun haben - Energieerzeuger also, wie sie zum Betrieb eines großen Materietransmitters notwendig sind. Sengu, wir haben es geschafft. Wir stehen genau über der Station der Tefroder.“

Sengu schüttelte den Kopf.

„Du kannst mir sagen, was du willst, ich verstehe noch immer nicht wieso ich sie nicht sehen kann. Ich kann doch sonst derartige Abschirmfelder durchdringen. Diesmal nicht. Ob sie eine neue Methode entwickelt haben?“

„Möglich. Wir werden es bald wissen.,,

„Du willst hinabspringen? Blind teleportieren.,,

„Natürlich, aber nicht sofort. Das wäre verfrüht und viel zu gefährlich. Für das Unternehmen natürlich.,, fügte er hastig hinzu, um nicht in den Verdacht zu kommen, Angst zu haben.

Sie richteten ihre Instrumente genauer ein und

nahmen weitere Messungen vor. Sie registrierten kräftige Energiestöße und Schockwellen, dann wieder nur das gleichmäßige Verlust-Abstrahlungsfeld von Reaktoren.

Mit dem Ergebnis ihrer Untersuchungen kehrten sie schließlich zur Orterstation und Heinhoff zurück.

Der erwartete sie schon mit Ungeduld.

„Es ist zu dumm, daß wir keinen Funkkontakt haben. Wir wissen hier niemals, was bei euch draußen passiert. Wir könnten euch nicht einmal helfen, wenn ihr angegriffen würdet und ...,,

„Halten Sie die Luft an.,, riet Gucky, setzte sich auf einen Klappstuhl vor der Station und kreuzte die Beine. Sein Gesicht zeigte tiefste Befriedigung und Stolz. „Um mich brauchen Sie sich niemals Sorgen zu machen, Captain. Ich bin der perfekte Geheimgent, den es je gegeben hat.,,

Heinhoff hielt tatsächlich die Luft an, aber vor Erstaunen. So einen Angeber hatte er auch noch nie gesehen. Geheimgent! Was der Mausbiber schon für eine Ahnung hatte, was es für Geheimgenten gab! Heinhoff entsann sich eines gewissen Josef Band, den er immer an den gefährlichsten Stellen einsetzen konnte und der mit den unmöglichsten Situationen fertig wurde. Bis er dann eines Tages über eine Bananenschale stolperte und sich das Genick brach. Oder Dorak Fleench! Das war ein Kerl! Leider kam auch der zu Tode, ein Opfer seines harten Berufs. Bei einer Verfolgungsjagd sprang er allzu hastig aus dem Raumschiff, als die Gegner hinter ihm her waren. Es war sein Pech, daß er dabei vergaß, den Helm zu schließen.

„Jawohl, bin ich!.,, wiederholte Gucky und riß Heinhoff aus seinen Erinnerungen. „Soll ich Ihnen mal sagen, was ich entdeckt habe?,,

„Ich bin gespannt.,, murmelte Heinhoff müde.

„Die Station der Tefroder.,,

Heinhoff wurde sofort wieder hellwach. Er warf Sengu einen forschenden Blick zu, und als der Mutant bejahend nickte, sagte er:

„Dann erzählen Sie mal, Sonderoffizier Guck.,,

Das ließ sich Gucky nicht zweimal sagen.

Als er fertig war, überlegte Heinhoff sehr lange, dann meinte er:

„Zugegeben, das ist ein großer Erfolg, den ich beinahe nicht mehr erwartete. Ich habe schon zu glauben begonnen, es sei alles nur Einbildung. Aber die Instrumente lügen nicht. Nun wird mir auch klar, warum wir vom Raum aus keine Energieechos auffangen. Die Abschirmung ist so stark, daß die Verluststrahlung derart geschwächt wird, daß sie auf größere Entfernung nicht mehr zu registrieren ist. Das wiederum beweist, daß die Unbekannten - wahrscheinlich sind es in der Tat Tefroder - besonderen Wert auf Geheimhaltung legen. Aber auch wenn es keine Tefroder sind, so müssen wir die

Sache untersuchen. Wir können nicht zulassen, daß sich jemand eine Energiestation mit Transmitter unter einer von uns besiedelten Welt errichtet. Was also muß jetzt geschehen?,,

Gucky streckte die Beine und stützte das Kinn in die Pfoten.

„Wir werden Terrania unterrichten. Es kann losgehen.,,

„Beim ersten Hyperfunkspruch wären die Tefroder gewarnt.,,

„Sie sind es ohnehin durch unser Auftauchen, denn wir wollen doch nicht vergessen, daß sie mit aller Wahrscheinlichkeit auch die Alarmrufe des von uns gekaperten Springers aufgefangen haben. Die Ware kam niemals hier an. Trotzdem wollen wir vorsichtig sein. Ich werde Rasath unterrichten. Wir selbst bleiben brav und unauffällig hier sitzen und warten ab.,,

Heinhoff war damit einverstanden.

Als es dunkel geworden war, teleportierte Gucky nach Jagolar in die ALDABON.

Er wunderte sich gebührend, daß er gut dort ankam.

Da er jedoch in Rasaths Kabine materialisierte, verursachte er ungewollt einige Verwirrung, denn Rasath saß gerade gemütlich mit Kusenbrin zusammen. Zwischen ihnen auf dem Tisch stand eine halbvolle Flasche mit Whisky.

Kusenbrin hatte noch nie in seinem Leben einen Teleporter rematerialisieren sehen. Sein Schreck war daher verständlich. Es blieb Rasath nichts anderes übrig, als Farbe zu bekennen.

„Das ist der Mausbiber Gucky, Joal, einer der fähigsten Geheimagenten der terranischen Abwehr. Sie haben sicher schon von ihm gehört ...?,,

„Ja, natürlich - der berühmte Gucky!,, Er stand auf und streckte dem Mausbiber die Hand hin. „Ich freue mich sehr, Sie kennenzulernen.,,

„Ganz auf meiner Seite, Musenprieb ...,

„Kusenbrin!,, verbesserte Rasath mit Nachdruck und wandte sich entschuldigend an den Offizier: „Er kann sich so schlecht Namen merken.,,

„Oh, das macht nichts. Allerdings hörte ich mal, Sie seien Telepath Gucky. Das sollte doch bei solchen Dingen nur günstig sein, oder nicht?,,

„Nicht immer. Es kann auch verwirren.,, Gucky sah Rasath fragend an. „Ich hätte wichtige Nachrichten. Aber ich glaube, nun wird es allmählich Zeit, Busen ... den Oberstleutnant einzuweißen. Er muß wissen, was in den nächsten Tagen passiert.,,

Kusenbrin sah nicht gerade geistreich aus.

„Passiert? Was soll das bedeuten? Bei uns ist alles in bester Ordnung, und der kleine Spaß der Siedler bei Ihrer Ankunft ...,

„Schon vergessen.,, unterbrach ihn Gucky. „Sie haben also wirklich keine Ahnung, was sich auf Jago

III tut? Sie wissen nicht, daß Ihre paradiesische Siedlerwelt inzwischen zu einem geheimen Stützpunkt der gefährlichsten Gegner wurde, die Terra jemals besaß? Das alles wissen Sie nicht?,,

Kusenbrin war blaß geworden. Er starrte zuerst Gucky, dann Rasath fassungslos an.

„Stützpunkt!,, stammelte er.

„Hier?,,

„Ein Nest der Tefroder, jawohl. Sie sitzen unter dem Gebiet der Sturmberge. Wir haben sie heute endlich entdeckt. Sie müssen sich darauf gefaßt machen, daß die Flotte einen Großeinsatz durchführt. Aber warnen Sie die Siedler erst im letzten Augenblick, damit die Tefroder nicht vorher gewarnt werden. Daß alles was Sie jetzt hier hören und sehen streng geheim ist brauche ich Ihnen als Offizier ja nicht erst zu versichern.

„Selbstverständlich nicht.“ Kusenbrin hatte sich erstaunlich schnell gefaßt. „Ich bin selbst daran interessiert, daß wir unsere Arbeit hier so schnell wie möglich in Ruhe fortsetzen können.“ Er schüttelte den Kopf. „Tefroder! Wer hätte das gedacht. Ah, Berl Kuttner! Er hat also doch nicht aufgeschnitten!“

„Ganz bestimmt nicht. Aber er soll den Mund halten.“

„Ihm glaubt sowieso niemand ein Wort. Kuttner erzählt immer spannende Geschichten aber sie sind stets so phantastisch, daß keiner sie für wahr hält.“

„Gut.“ Gucky sah Rasath an. „Ich möchte dann noch mit Ihnen unter vier Augen sprechen. Darf ich Sie bitten, Oberstleutnant, hier zu warten. Ich werde Sie dann von dem Ergebnis meiner Unterredung mit dem Kommandanten unterrichten.“

„Ich warte“, sagte Kusenbrin und zog die Whiskyflasche näher an sich heran.

Er hatte jetzt einen Schluck verdammt nötig.

In der Kommandozentrale sagte Gucky zu Rasath:

„Sie werden morgen in aller Frühe starten. Kusenbrin wird dafür sorgen, daß alles Ordnungsgemäß vor sich geht. In sicherer Entfernung nehmen Sie Verbindung mit Mercant in Terrania auf und unterrichten ihn von dem, was geschehen ist. Er soll sofort Rhodan alarmieren. Vielleicht findet er sich auch bereit, selbst einzugreifen. Wir jedenfalls warten hier ab. Der kleine Hyperempfänger in der Station ist ständig eingeschaltet, aber ich halte es für besser, wenn Rhodan einen Kurier schickt und uns von seinen Absichten Mitteilung macht. So, haben Sie das?“

Rasath hatte sich Notizen gemacht.

„Sie können sich darauf verlassen. Morgen früh.“

Gucky grinste.

„Ja. Und grüßen Sie Mercant von mir. Wünschen Sie ihm ein gutes, neues Jahr. Hat ja gerade angefangen.“

„Und es fängt wahrhaftig gut an“, bestätigte

Rasath und schob den Zettel mit den Notizen in die Tasche. „Was darf Kusenbrin wissen?“

„Alles, bis auf die Art und Weise, wie wir Mercant und Rhodan unterrichten. Soll er ruhig glauben, Sie kehren zur Erde zurück. In Wirklichkeit warten Sie in sicherer Entfernung ab, was geschehen wird. Notfalls müssen Sie uns hier herausholen. Bleiben Sie auf Empfang.“

„Gut, verstanden.“

„Fein. Dann können wir ja zurück zu Kusenbrin. Der bringt es sonst fertig, Ihnen den ganzen Whisky wegzutrinken.“

Rasath unterdrückte nur mühsam seine Verwunderung darüber, daß Gucky plötzlich den Namen des Oberstleutnants richtig ausgesprochen hatte.

Schweigend folgte er dem Mausbiber.

4.

Allan D. Mercant hatte eigentlich gar nicht bemerkt, daß inzwischen das Jahr 2405 angebrochen war. Die wirtschaftliche Lage des Solaren Imperiums war nicht dazu angetan, großartige Feiern abzuhalten. Hinzu kam die Ungewißheit über das, was die Zukunft bringen würde. Die Meister der Insel, durch Rhodans Vorstoß in den Andromedanebel aufgeschreckt, würden sich nicht mit seinem scheinbaren Rückzug abfinden. Die letzten Ereignisse hatten das nur zu deutlich bewiesen.

Sie würden angreifen, und nicht nur mit falschen Geldscheinen.

Sie würden sogar versuchen, die Milchstraße zu erobern, so wie sie einst den ganzen Andromedanebel erobert hatten. Das phantastischste aller Ereignisse war Wirklichkeit geworden: der Krieg zwischen zwei Galaxien.

Daß Mercant unter diesen Umständen allein und schlafend ins neue Jahr gerutscht war, dürfte wohl verständlich sein.

Der Dienstbetrieb ging weiter. Täglich kamen Rhodans Berichte an. Überall gelang es ihm, durch sein Erscheinen Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, ohne daß er seine Flotte einsetzen mußte. Er versprach den Kolonialwelten, daß in Kürze ein vernichtender Schlag gegen den Feind geplant sei, und er ahnte noch nicht, wie nahe er damit der Wahrheit kam.

Mercant wußte von Rhodans Sorgen, und so wartete er mit Ungeduld auf eine Nachricht seines kleinen Freundes Gucky, von dem er wußte, daß er selten Hirngespinnsten nachjagte.

Als er in seinem Büro saß und der Interkom summte, wußte er sofort, daß die schon so lange ersehnte Nachricht eingetroffen war. Er drückte auf einen Knopf, und nachdem die Hyperfunkstation sich

gemeldet und die Direktverbindung hergestellt hatte, flammte der Bildschirm auf.

Mercant erkannte das Gesicht von Kays Rasath, dem Kommandanten der ALDABON.

„Ich habe direkt Sie verlangt“, entschuldigte sich Rasath für sein Vordringen bis ins Allerheiligste. „Schon deshalb, weil ich notfalls dem Sonderkommando Ihre Anweisungen überbringen muß. Die Zerhacker sind eingeschaltet?“

„Keine Sorge, Kommandant. Unsere Worte können zwar empfangen, aber niemals entschlüsselt werden. Sprechen Sie ruhig.“

Rasath berichtete, was sich auf Jago III ereignet hatte. Er übermittelte wortgetreu Guckys Botschaft und seine Bitte. Mercant stellte noch einige Fragen, dann versprach er Rasath, sofort Rhodan zu verständigen. Einen definitiven Bescheid allerdings konnte er noch nicht geben. Er versicherte jedoch, die ALDABON sobald als möglich anzufunken.

Rasath bedankte sich.

Der Schirm erlosch.

Sekunden später verlangte Mercant eine Direktverbindung zu Perry Rhodan, dessen Aufenthaltsort bekannt war. Es dauerte zwei Stunden, ehe Rhodans Gesicht auf dem Bildschirm erschien.

„Hallo, Allan. Was gibt es?“

„Gucky, Sir. Sein Verdacht hat sich bestätigt.“

Rhodans Gesicht verriet kaum Erstaunen.

„Habe ich es mir doch gedacht! Was ist passiert?“

„Nicht viel. Heinhoff und seine Leute haben eine Beobachtungsstation auf Jago III errichtet. Gucky entdeckte in einem Gebirge eine stark abgeschirmte Energie- und Transmitterstation. Besatzung unbekannt, da ohne Ihre Genehmigung kein Vorstoß stattfinden soll. Gucky rät zu einem Großeinsatz mit allen Mitteln. Er ist überzeugt, es mit Tefrodern zu tun zu haben. Er wartet auf Ihre Weisungen.“

Rhodan strich sich über die Stirn als sei ihm plötzlich warm geworden.

„Der geht wieder mal ran, der Kleine. Also gut, wozu raten Sie mir, Allan?“

„Zum Angriff, natürlich. Auf keinen Fall können wir dulden, daß sich jemand auf unseren Kolonialwelten breitmacht. Schon gar nicht, wenn es sich um Tefroder handelt. Ich vermute ein Nachschubdepot, wahrscheinlich sogar einen Multiduplikator.“

„Die bei dem Springer gefundenen Ersatzteile weisen darauf hin“, Rhodan überlegte. „Hier ist die Sache soweit in Ordnung. Ein Sondereinsatz ließe sich verantworten. Haben Sie die genauen Positionen?“

„Ich kann Sie Ihnen übermitteln. Auch die Koordinaten der Ortungsstation. Gucky hat gebeten, keine Funknachrichten zu senden, damit die Tefroder nicht gewarnt werden. Er bittet um einen

persönlichen Kurier.“

„Kann er haben. Sehr umsichtig von ihm, nicht wahr?“

„Ich finde überhaupt, er hätte eine öffentliche Belobigung verdient. Ohne seinen Eifer wären wir niemals auf die Idee gekommen, eine Station der Tefroder auf Jago III zu vermuten. Wenn das stimmt, und ich zweifle nicht mehr daran, haben wir Guckys Mißtrauen sehr viel zu verdanken.“

„Eines Tages werden wir ihm einen Orden verleihen“, versicherte Rhodan. Dann wurde er wieder ernst. „Ich werde alles in die Wege leiten und Sie benachrichtigen. Stehen Sie mit Rasath in Verbindung?“

„Ja. Er wird unterrichtet, um notfalls eingreifen zu können.“

„Gut. Expecten Sie meine endgültige Entscheidung morgen früh, Terrazeit. Sonst noch was?“

„Nein, Sir. Unveränderte Lage.“

„Das ist schlimm genug.“

Der Schirm wurde dunkel.

Mercant lehnte sich zurück und sah zum Fenster hinaus. Draußen schien die Sonne, und die Dächer der Häuser von Terrania glänzten, als waren sie aus Silber und Gold.

Aber nicht alles, was glänzte, war Silber oder Gold.

*

Gucky wartete zwei Tage voller Ungeduld, aber die Nachricht von Rhodan traf nicht ein.

Rasath war auch fort. Damit gab es keine Möglichkeit mehr, Jago III zu verlassen, wenn man nicht ein Raumschiff der Siedler stehlen wollte. Gucky überlegte schon, ob es nicht vielleicht ratsam sei, die unterirdische Station der Tefroder auf eigene Faust anzugreifen. Er teilte seinen Gedanken Captain Heinhoff mit.

„Das darf auf keinen Fall geschehen“, lehnte der Abwehrspezialist den Vorschlag Guckys ab. „Man muß sich an Abmachungen halten. Rhodan baut vielleicht seinen ganzen Plan darauf auf, daß wir uns still verhalten. Die geringste Veränderung der Verhältnisse hier kann zu schwersten Komplikationen führen. Darauf dürfen wir uns auf keinen Fall einlassen.“

Gucky druckste herum.

„Also schön, warten wir bis morgen. Aber nicht länger. Ich springe dann hinab in die Station der Tefroder, ob Sie was dagegen haben oder nicht.“

Heinhoff verzichtete auf jeden Kommentar, und er war sehr froh darüber, denn noch in der gleichen Nacht traf der sehnsüchtig erwartete Kurier ein. Es war Major Beham, den Rhodan schon sehr oft als persönlichen Kurier eingesetzt hatte.

Gucky traf noch gerade rechtzeitig ein, um der kurzen Begrüßungszeremonie beizuwohnen. Heinhoff kannte Beham.

„Sie? Das ist aber eine Überraschung. Wir haben Ihren Funkspruch aufgefangen und wußten natürlich nicht, wer kam.“

„Das Erkennungssignal war doch in Ordnung.“

„Sicher verstehen Sie mich nicht falsch. Klarer Fall, daß Sie nur einer von uns sein konnten, aber ich wußte doch nicht, daß ausgerechnet Sie kamen. Freut mich aber, Major.“

„Mich auch, Heinhoff. Sie sitzen mal wieder in der Patsche.“

„Wieso? Die kleine Station ...?“

„Wissen Sie, ob die so klein ist? Rhodan jedenfalls ist anderer Meinung. Morgen um null Uhr Jagozeit soll der Angriff beginnen. Das heißt allerdings, daß Sie den Angriff einleiten. Rhodan greift erst später ein. Die Einleitung ist in erster Linie die Aufgabe Ihres Sonderoffiziers Guck. Wenn ich mich nicht irre, haben wir ihn da.“ Er sah Gucky an.

Gucky gab den Blick zurück.

„Ja, den haben wir hier. Sie scheinen ja ein außerordentlich scharfsinniger Herr zu sein. Woher wissen Sie, daß es sich bei meiner Person um den Sonderoffizier Guck handelt?“

„Das sieht man doch“, gab Major Beham trocken zurück.

Gucky verschluckte sich fast, sah dann aber wohl ein, daß das Argument Behams stichhaltig war.

„Sind Sie gut durch die Radarkontrolle gekommen?“ fragte er.

„War keine da“, klärte Beham ihn auf. „Rhodans Flotte wartet in einem Lichtjahr Entfernung. Er wird um ein Uhr angreifen, und zwar mit zehn Schiffen und Robot-Landetruppen. Bis dahin, Sonderoffizier Guck, müssen Sie die Tefroder bereits unschädlich gemacht haben.“

Gucky starrte ihn an.

„Ich soll ...? Was soll ich?“

Major Beham verzog keine Miene.

„Die Besatzung der geheimen Station unschädlich machen. Ich habe in meinem kleinen Kurierboot Spezialbomben mit Gas. Rhodan will vermeiden, daß es Tote gibt. Die Tefroder sollen eingeschläfert werden, natürlich so, daß sie später wieder wach werden. : Rhodan hofft, einiges von ihnen zu erfahren. Auf der anderen Seite muß alles so schnell gehen, daß die Tefroder keine Zeit mehr haben, ihre Station zu zerstören. Sie muß unversehrt in unsere Hände fallen darum auch Ihr Sondereinsatz, Sonderoffizier Guck.“

„Hm, ich fühle mich geschmeichelt.“ Etwas anderes zu sagen fiel Gucky im Augenblick nicht ein. „Und wie soll das im einzelnen vor sich gehen?“

Major Beham lächelte undurchsichtig

„Das wiederum ist John Marshalls Aufgabe. Er wird Ihnen alles erklären. Wir dürfen ihn in einer Stunde erwarten.“

„Warum kam er nicht mit Ihnen?“ erkundigte sich Heinhoff verwundert.

„Eine Sicherheitsmaßnahme. Wenn ich aufgehalten worden wäre, hätte es immer noch Marshall gegeben. Sollte er nicht zu vereinbarter Zeit hier sein, werde ich meine versiegelte Order aufbrechen und Ihnen den genauen Angriffsplan mitteilen.“

Heinhoff nickte anerkennend.

„Rhodan scheint die Sache aber verdammt ernst zu nehmen.“

Auch Beham nickte.

„Ja, das tut er.“

Gucky lächelte stolz in sich hinein.

*

John Marshall meldete sich nicht über Funk, um sich einschleusen zu lassen. Er meldete sich telepathisch.

Gucky döste vor dem elektrischen Kamin in der einen Orterstation und schrak zusammen, als ein besonders starker Gedankenstrom sein halb schlummerndes Gehirn traf. Er wußte sofort, daß es nur John Marshall, der Chef des Mutantenkorps sein konnte. Es gab keinen besseren Telepathen als Marshall.

„Gucky! So melde dich doch endlich! Ich nähere mich der angegebenen Position. Melde dich, damit ich dich anpeilen kann.“

„Hallo, John, alter Knabe! Genügt das als Impuls?“

„Mehr Saft, wenn ich bitten darf.“

Das war ein Witz. Ein Telepath konnte nicht wie ein Funker „mehr Saft“ in seine Sendungen geben. Der Ausdruck bedeutete in diesem Fall daß Marshall darum bat, Gucky möge ununterbrochen an sich und seinen Aufenthaltsort denken Was Gucky auch tat.

Zehn Minuten später landete ein Jäger auf seinen Antigravfeldern.

Die Luke öffnete sich, und dann kam John Marshall heraus. Er benötigte keinen Piloten; er hatte die Maschine allein geflogen.

Gucky lief watschelnd auf ihn zu und sprang ihm regelrecht um den Hals.

„Wie lange haben wir uns nicht gesehen, Kleiner?“ sagte Marshall gerührt und tätschelte den Rücken des Mausbibers. „Ist schon lange her, was? Aber das Weltall ist groß, und die Zeit vergeht überall.“

„Wie richtig, guter Freund und Kampfgenosse“, zwitscherte Gucky, ohne sich um die erstaunten Blicke der Abwehrleute zu kümmern. „Erst eine so ernste Angelegenheit wie diese führt uns wieder

zusammen.“ Er löste sich aus der freundschaftlichen Umarmung und rutschte auf den felsigen Boden. „Na, was ist? Hat Perry nun einsehen müssen, daß er unrecht hatte? Hat er eingesehen, daß ich eine gute Nase für solche Dinge habe? Wird er mich nun endlich Offiziell zu einem Geheimagenten machen?“

John Marshall wehrte entsetzt ab und begrüßte Heinhoff und die anderen Männer seines Kommandos.

„Kleiner, das weiß ich doch nicht! Ich habe nur meine Anweisungen für diesen Fall, mehr nicht. Aber du kannst beruhigt sein. Rhodan hat dich sehr gelobt. Ohne deine Umsicht, so meinte er, hätten die gefährlichsten Situationen entstehen können. Es war ein neuer Transport von Siedlern hierher geplant. Außerdem sollte auf Jago III ein geheimer Stützpunkt der Abwehr eingerichtet werden. Wenn du die Tefroder nicht hier entdeckt hättest ...“

Guckys Brust schwoll sichtlich an. Er stolzierte vor den Hütten hin und her. Vor Heinhoff blieb er stehen.

„Na, was sagen Sie nun?“ erkundigte er sich und triefte förmlich vor Überheblichkeit. „Sie mit Ihren Josef Band und Dorak Flench, oder wie die Knilche hießen. Was sind die schon gegen einen 00-Guck? Nichts, sage ich Ihnen. Rein gar nichts! Ich habe ja immer gewußt, daß besondere Talente in mir schlummern. Eine Spürnase muß man haben! Jawohl, muß man!“

„Fein“, sagte Marshall und folgte den Männern und Gucky in die Aufenthaltshütte. Er begrüßte Major Beham und setzte sich. „Wenn du so eine gute Spürnase hast, Gucky, dann wirst du uns jetzt die Ausmaße der geheimen Station mitteilen und uns verraten, wo wir den Roboterangriff ansetzen sollen. Ich nehme nämlich noch ein einziges Mal Funkverbindung zu Rhodan auf, und da möchte ich ihm die entsprechenden Daten durchgeben. Nun ...?“

Gucky räusperte sich verlegen.

„Das mit der Nase war ja nur symbolisch gemeint, John. Ich kenne die Größe der Station nicht. War ja auch noch nicht unten ... um gegen keine Befehle zu verstoßen!“ fügte er selbstbewußter hinzu. „Jawohl, nur deshalb! Sonst hätte ich schon längst auf eigene Faust gehandelt und die Brüder aufs Kreuz gelegt.“

„So, das hättest du?“ Marshall zuckte die Schultern. „Dann muß Rhodan also einfach angreifen, ohne mehr zu wissen als wir alle? Ziemliches Risiko, nicht wahr?“

„Überhaupt keins“, regte Gucky sich sofort auf. „Schließlich bekomme ich ja die Gasbomben und gehe vor. Wenn ihr mit den Robotern kommt, schlafen die Tefroder längst.“

„Hoffen wir es.“ Marshall zog einen Umschlag aus der Tasche und überreichte ihn dem Abwehrcaptain. „Das sind die Anweisungen für morgen nacht,

Heinhoff. Sie haben Zeit genug, sie zu studieren. Hoffentlich haben Sie ein Bett für mich.“

Am folgenden Tag hatte Berl Kuttner ein Erlebnis, das er so schnell nicht vergessen würde. Trotz der Warnungen seiner Frau ließ er sich den Gleiter der Körners und flog zu Kusenbrin.

Kusenbrin entsann sich seiner Geheimhaltungspflicht und sagte nichts, aber er konnte im Verlauf des Gesprächs doch nicht verhindern, daß ihm das Wort „Sturmberge“ über die Lippen kam. Berl horchte auf, machte aber weiter keine Bemerkung dazu. Er besaß genügend Kombinationsgabe, um sich seine Gedanken zu machen. Über die verschwundene ALDABON zum Beispiel, und über die drei Gleiter in den nahen Bergen. Und auch über das fremde Schiff, das er beobachtet hatte.

„Fein, dann will ich mal los.“ Er griff nach seiner Winchester. „Werde mal ein wenig in der Gegend herumfliegen und mir die Berge ansehen. Vielleicht finde ich noch Spuren.“

„An Ihrer Stelle würde ich vorsichtig sein“, sagte Kusenbrin. Er konnte Berl natürlich nicht von seinen eigenmächtigen Ausflügen abhalten, denn auf Jago III war jeder sein eigener Herr, aber er konnte ihm auch nicht verraten, was er selbst erst seit kurzer Zeit wußte. „Wenn sich wirklich Fremde auf Jago aufhalten würde, ich sogar verdammt vorsichtig sein an Ihrer Stelle.“

„Keine Sorge, ich habe ja meine alte Christine dabei“, beruhigte ihn Berl und schwenkte die Winchester in der Luft. „Die hilft mir schon wenn es mulmig wird.“

„Hoffentlich wird es nicht mulmig!“ wünschte ihm Kusenbrin.

Berl Kuttner kletterte wieder in den Gleiter. Es war ein älteres Modell mit nur zwei Sitzen. Es arbeitete nach dem gleichen Prinzip wie die modernen Typen, war nur ein wenig langsamer.

Berl erhob sich in die Lüfte und strich in nördlicher Richtung davon. Sein Funkgerät hatte er mitgenommen, um nicht auf die gewohnten Unterhaltungen mit Doris verzichten zu müssen. Im Augenblick jedoch verspürte er dazu keine besondere Lust. Ihre Mahnungen klangen ihm noch in den Ohren.

Unter ihm glitt die Steppe hinweg, dann kamen die Berge. Ohne Schwierigkeiten stieg er höher und landete schließlich an jener Stelle, die er ein paar Tage zuvor erst nach mühsamer Kletterei erreicht hatte. Er verließ den Gleiter und inspizierte noch einmal die Spuren.

Die Spuren gaben an sich keinen Hinweis darauf, wohin die drei Gleiter geflogen waren, die die Ladung des geheimnisvollen Schiffes übernommen hatten. Aber da genügte ja schließlich Kusenbrins

Versprecher.

Die Sturmberge!

Berl war erst einmal dort gewesen, als er seine Liebe für den Tauchsport entdeckte. Ganz allein und ohne zu wissen, was im Meer auf ihn wartete, hatte er bei den Inselriffen getaucht. Nun wußte er, was es dort gab, nämlich nur kleine, harmlose Wasserbewohner, die bei seinem Erscheinen höchstens Verwunderung, aber selten Angst zeigten. Berl wertete das als Beweis dafür, daß keine Raubfische in den Meeren von Jago III existierten.

Als er über die Insel hinwegglitt, packte ihn erneut die Sehnsucht nach dem schwerelosen Blau der Unterwasserwelt. Er entsann sich noch rechtzeitig seiner sich selbst gestellten Aufgabe und flog weiter. Aber als die Sturmberge und die Steilküste in Sicht kamen, konnte er sich nicht länger bezähmen.

Er landete mit dem Gleiter in einer stillen Sandbucht, die von den Wellen in die Felsen gespült worden war.

Das Wasser war warm und unglaublich klar. Mit der einfachen Maske konnte er fast fünfzig Meter weit sehen, und Riffe gab es hier genug. Am Rand der Bucht war es seicht, aber dann fiel der Unterwasserhang fast senkrecht in eine unbekannte Tiefe. Hier hatte noch nie jemand gelotet.

Berl fiel es schwer, ohne seine Christine unter dem Wasser herumzuschwimmen, aber hierher konnte er sie beim besten Willen nicht mitnehmen. Das sah sogar er ein. Trotzdem bereitete ihm das Tauchen und Schwimmen soviel Vergnügen, daß er fast seine ursprünglichen Absichten vergessen hätte.

Er tauchte an den steilen Felsen entlang, und immer seltener kam er an die Oberfläche, um sich zu orientieren. Den Gleiter und die Bucht hatte er längst aus den Augen verloren, aber das spielte keine Rolle. Er brauchte ja nur zurückzuschwimmen, um sie wiederzufinden. Der kleine Sauerstoffbehälter im Gürtel reichte noch für viele Stunden.

Die Sonne stand fast senkrecht über ihm und erhellte das Wasser bis auf mehr als hundert Meter so stark, daß man leicht hätte Fotos machen können. Berl tauchte, so tief er konnte. Die Riffe waren mit bunten Blumen - oder Tieren? - bewachsen, die sich in der leichten Strömung hin und her bewegten. Ein wunderbarer Anblick, den es auf dem Land nirgendwo geben konnte.

Das war auch der Grund, warum Berl so gern tauchte.

Der Hang der Sturmberge fiel fast senkrecht ins Meer hinab. Die Felswand war glatt und beinahe ohne Vorsprünge. Nur an wenigen Stellen gab es Höhlen, die aber nicht besonders tief waren. Berl schwamm hinein, überzeugte sich, daß es nichts zu sehen gab; und dann schwamm er weiter- immer weiter nach Norden.

Als er wieder einmal an die Oberfläche kam, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß die Sonne ein ganzes Stück weiter gewandert war. Es wurde Zeit, daß er zu seiner Bucht zurückkehrte, vielleicht Verbindung zu Doris aufnahm und sich dann für die Nacht vorbereitete. Morgen erst würde er zu den Gipfeln der Sturmberge hinauffliegen, um dort nach dem Rechten zu sehen.

Er ahnte nicht, daß bereits in dieser Nacht Rhodans Angriff auf den Stützpunkt der Tefroder beginnen sollte.

Er schwamm sehr dicht an der glatten Wand vorbei wieder in Richtung Süden, als er plötzlich eine Bewegung wahrnahm. Es war eine Bewegung, die ihm sofort auffiel. So große Fische gab es seinen Erfahrungen nach nicht auf Jago III.

Es war auch kein Fisch, sondern eine Art U-Boot. Wahrscheinlich handelte es sich sogar um das Beiboot eines Raumschiffes, das sich im Wasser genauso bewegen konnte wie in der Luft.

Berl duckte sich blitzschnell hinter einen Felsvorsprung.

Das Ding kam aus dem offenen Meer und näherte sich langsam und vorsichtig der Felswand. Berl entsann sich, an dieser Stelle eine besonders große und tiefe Höhle entdeckt zu haben. Sollte das der Schlupfwinkel des geheimnisvollen Bootes sein? Hatte es überhaupt etwas mit den Fremden zu tun, die er suchte?

Er sah zu, wie das schlanke Boot in der Höhle verschwand. Er holte tief Luft und schwamm los, auf den Eingang der Höhle zu. Der Gedanke daran, daß er waffenlos war, störte ihn im Augenblick nur wenig.

Während es vorher in der Höhle dunkel gewesen war und er nichts hatte erkennen können, war es diesmal sehr hell. Die Scheinwerfer des Bootes waren eingeschaltet und das Licht wurde von den kahlen Felswänden und der Wasseroberfläche reflektiert. Jetzt erst kam es Berl zu Bewußtsein, daß er bei seinem ersten Besuch hier nicht so weit gekommen war. Hinter dem Boot her war er nun praktisch durch einen Kanal getaucht und befand sich jetzt in der eigentlichen Haupthöhle, die nur unter Wasser erreicht werden konnte.

Vorsichtig stieg er zur Oberfläche empor.

Er hielt sich an den Uferfelsen fest, ganz in Deckung, und beobachtete das Boot, das ebenfalls auftauchte. Es glitt zu einer Art Steg und blieb dann bewegungslos liegen. Ein Luk öffnete sich, und dann kamen Menschen heraus.

Richtige Menschen in fremden Uniformen.

Berl wußte nicht, daß es Tefroder waren, die Zwillingsbrüder der Terraner aus dem fernen Andromedanebel. Trotzdem verhielt er sich ruhig und abwartend.

Die Fremden vertäuten ihr Boot, schlossen die Luke und gingen dann über den Landesteg zum schmalen Ufer der Höhle. Dort verhandelten sie einige Minuten miteinander, und Berl hätte nur zu gern gewußt, worüber sie sprachen. Aber die Entfernung war zu groß. Sie war auch zu groß, um das erkennen zu können, was dann geschah.

Berl sah nur, daß einer der Männer, wahrscheinlich der Anführer, auf den Steilfelsen zuing und dann plötzlich stehenblieb. Sekunden später öffnete sich in dem Felsen eine gut getarnte Tür und gab den Weg in den Berg frei.

Als die Männer in dem Gang verschwunden waren, schloß sich die Tür wieder.

Zurück blieb ein recht unentschlossener Berl Kuttner.

Ihn beschäftigten mehrere Fragen. Was war im Gebirge? Ein heimlicher Stützpunkt? Und wer war auf dem Boot zurückgeblieben? Wenn er nun an Land ging und gesehen wurde, konnte man ihn ohne Schwierigkeiten töten oder gefangennehmen. Auf der anderen Seite lag vor ihm vielleicht die beste Gelegenheit, dem Geheimnis der Fremden endlich auf die Spur zu kommen.

Das gab den Ausschlag.

Berl nahm seine Maske ab und schwamm an der Oberfläche auf das Boot zu, an ihm vorbei und dann zum Ufer. Es war steil und felsig, trotzdem gelang es ihm, an Land zu klettern. Er ging sofort zu der Stelle in der Wand, wo die Tür gewesen war. Jetzt war von ihr nichts mehr zu sehen. Nicht der geringste Spalt war zu entdecken.

Ratlos stand Berl da und begann zu frieren. In der Höhle war es viel kälter als draußen oder im Wasser. Hierher drang niemals ein Sonnenstrahl, um die Luft zu erwärmen. Trotzdem mußte es eine Verbindung zur Oberfläche geben, denn die Luft war frisch und gut.

Schon überlegte Berl, ob er sich nicht besser das Boot ansehen oder die Höhle ganz verlassen solle, als etwas völlig Unerwartetes geschah. Die Tür in den Berg begann sich zu öffnen. Es war so, als schoben sich die Felsen einfach ineinander und gäben so den Eingang frei.

Berl war schon immer ein Mann von schnellen Entschlüssen gewesen und das resultierte in erster Linie daraus, daß er nicht viel und lange nachdachte. Der Weg war plötzlich frei, und niemand wußte, wie lange das der Fall war.

Also ging er.

Kaum stand er in dem Felsgang, der offensichtlich in den Berg hineingeschmolzen worden war, schloß sich hinter ihm die Tür wieder. Berl erschrak nun doch, denn er ahnte, daß er in eine Falle geraten war. Sicher hatte man ihn über versteckte, Sichtenanlagen entdeckt und beobachtet. Man hatte ihm den Weg frei

gemacht - und er war darauf hereingefallen.

Er drehte sich um und versuchte, einen verborgenen Mechanismus zu finden, aber er fand nichts. Die Tür blieb verschlossen.

Wenn er überhaupt jemals wieder hier herauskommen wollte, mußte er einen anderen Ausgang finden, wenn es einen gab. Also ging er weiter.

Der Gang war nicht sehr groß, aber in ihm zirkulierte die Luft und verriet, daß es eine Klimaanlage gab. Berl fragte sich, woher Kusenbrin etwas von den Fremden wußte. Es war doch unmöglich, daß der Administrator der Siedler mit ihnen unter einer Decke steckte.

Als der Weg steiler wurde, veränderte sich der Boden. Er bestand nun aus gerilltem Kunststoff, der sich zu bewegen begann, als er Berls Gewicht spürte. Er nahm Berl mit sich und erhöhte schnell seine Geschwindigkeit. Ein Transportband, dachte Berl. Das Band wurde so schnell, daß er höllisch aufpassen mußte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Es ging steil bergan, fast mit fünfundvierzig Grad. Das diffuse Dämmerlicht kam aus der Decke, gleichmäßig und ohne ersichtliche Quelle. Die Wände waren glatt und ohne Unregelmäßigkeiten, aber zweifellos Fels.

Und dann, als das Band langsamer wurde und schließlich auf ebener Fläche anhielt, mußte Berl erkennen daß seine Ahnungen ihn nicht getrogen hatten.

Er wurde bereits erwartet.

Es waren sechs Männer in Uniform, die mit schußbereiten Waffen unbekannter Bauart am Rand des breiter gewordenen Korridors standen und ihm finster entgegenblickten. Einer von ihnen winkte herrisch und unmißverständlich. Berl verließ das Transportband, weil ihm nichts anderes übrigblieb. Er bedauerte, abermals, seine Christine nicht dabei zu haben, aber andererseits war er froh darüber. Man hätte sie ihm sicherlich abgenommen.

Der Anführer sagte etwas zu ihm, aber er verstand kein Wort der fremden Sprache. Interkosmo jedenfalls war es nicht. Aber es gab bekannte Elemente in ihr, die Berl aufhorchen ließen. Sicherlich würde eine Verständigung bei gegenseitigem guten Willen möglich sein.

Von gutem Willen aber spürte Berl in den nächsten Stunden nicht viel. Er wurde mehreren Personen vorgeführt, die sich nicht die Mühe machten, auch nur eine seiner vielen Fragen zu beantworten. Es waren im Gegenteil sie, die dauernd unverständliche Fragen stellten. Dann holten sie einen Translator, ein Übersetzergerät. Aber das nützte auch nicht viel, denn die Fragen blieben trotzdem unverständlich, was ihren Sinn anbetraf.

Schließlich sperrte man ihn in einen Raum.

Berl hatte endlich Zeit, auf die Uhr zu sehen, die an seinem Handgelenk befestigt war und die man ihm gelassen hatte.

Doris würde sich Sorgen machen weil er sie nicht angerufen hatte.

Es war bald Mitternacht.

5.

„Wir haben eine Stunde Zeit“, sagte Gucky, als er mit Heinhoff und seinen Männern zusammensaß und die letzten Einzelheiten ihres Vorgehens besprach. „Die Sache wäre ja kinderleicht, wenn wir keine Rücksicht zu nehmen brauchten. Aber erstens soll kein Tefroder sterben. und zweitens sollen sie auch keine Gelegenheit erhalten, ihre Station zu zerstören. Es geht also darum, die Gasbomben möglichst schnell und unauffällig so abzulegen, daß mit einem Schlag die gesamte Besatzung schlafen geht. Und was wäre dazu besser geeignet als die Klimaanlage? Alter Trick, ich weiß. Aber immer wieder zugkräftig.“

Heinhoff nickte anerkennend.

„Sehr richtig, ein alter Trick. Aber ich glaube, es gibt in diesem Fall keinen besseren. Und wie finden wir die Klimaanlage, bevor die Tefroder Verdacht schöpfen?“

„Ich gehe allein“, sagte Gucky und sah sich triumphierend nach allen Seiten um. „Sobald ich die Bomben gelegt habe, hole ich euch nach.“

„Uns bleibt sowieso keine andere Wahl, weil wir ja den Eingang nicht kennen. Das ist sehr dumm, aber nicht zu ändern. Gut, Gucky, ich bin einverstanden. Aber ich bitte mir äußerste Vorsicht aus. Wenn man Sie zu früh bemerkt, kann alles verloren sein. Obwohl ich ja nicht annehme, daß man gleich die Station in die Luft jagt, wenn man Sie erblickt.“

Gucky wußte nicht sofort, ob er über die Bemerkung beleidigt sein sollte oder nicht, aber dann dachte er daran, daß nicht mehr allzuviel Zeit blieb. Also war er nicht beleidigt.

„Ich kann von hier aus springen, denn die Messungen der letzten Stunden sind ziemlich exakt. Es ist John Marshall und mir sogar gelungen, Gedankenimpulse aufzufangen. Sie stammen zweifellos von Tefrotern, womit sich die Frage, wer da in der Station steckt, erledigt hätte. Leider waren die Gedankenimpulse sehr schwach und von Störfeldern überlagert. Verständlich wurden sie nicht. Wenn ich teleportiere, nehme ich Noir mit. Er kann im Notfall einen Tefroder, der uns begegnet, unter Kontrolle bekommen und ihm seinen Willen aufzwingen. So erfahren wir, wo sich der Hauptschacht der Klimaanlage befindet.“

Heinhoff hatte noch eine Menge Bedenken, aber

Gucky zerstreute sie alle mit handfesten Argumenten. Er bekam schließlich recht, weil es einfach keinen besser durchführbaren Vorschlag gab. Guckys Teleportation war die einzige Möglichkeit, in die Station zu gelangen.

Sie machten sich fertig.

John Marshall hatte seinen kurzen Funkspruch an Rhodan abgesetzt und ihm gemeldet, daß alles nach Plan verlaufen würde. Damit lief das Unternehmen an und konnte nicht mehr gestoppt werden.

Genau um null Uhr nahm Gucky Noirs Hand, konzentrierte sich auf die Peilkoordinaten und entmaterialisierte.

*

Es ging in dem Augenblick schief, in dem Gucky und Noir rematerialisierten.

Gucky spürte sofort den mentalen Widerstand, der sich ihm entgegenstemmte. Er bestand nicht aus klaren, unmißverständlichen Impulsen, sondern ganz einfach aus einer undurchdringlichen Wand. Sie stemmte sich ihm förmlich entgegen.

In den ersten Sekunden jedoch hatte Gucky keine Zeit, sich um das Phänomen zu kümmern, das ihm so bekannt vorkam und doch fremd blieb. Er ließ Noir los und sah sich um. Sie standen in einer riesigen Halle, deren Decke aus nacktem Fels bestand. Die Halle selbst war angefüllt mit Maschinen und Generatoren, mit Schalttafeln und Kontrollinstrumenten aller Art. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich um die Hauptzentrale der Station und der Energiequelle.

Es war niemand zu sehen.

„Du mußt die anderen holen“, sagte Noir, der einen entschicherten Impulsstrahler in der Hand hielt. „Beeile dich.“

Gucky nickte wortlos. Irgend etwas störte ihn, machte ihn unsicher.

Und dann wußte er, daß es der seltsame Widerstand war, der sich ihm entgegenstellte.

Er nickte Noir nur zu, der sich hinter einen mächtigen Metallblock duckte. Dann konzentrierte er sich und blieb reglos stehen. Sein Gesicht verriet Erschrecken und Panik. Dann entspannte es sich. Nervös fingerte er an dem Beutel mit den Gasbomben herum.

„Was ist?“ erkundigte sich Noir besorgt.

„Es ... es geht nicht! Ich kann nicht mehr teleportieren.“

Noir erschrak.

„Du willst doch damit nicht sagen daß...?“ Er verstummte jäh.

Auf der anderen Seite der Halle waren Geräusche. Jemand hatte die Hauptzentrale betreten und kam mit schweren, gleichmäßigen Schritten auf sie zu. Noir

und Gucky hörten sofort, daß es ein Roboter sein mußte.

„Ich kann nicht teleportieren“, wiederholte Gucky. „Das ist der Widerstand, den ich schon die ganze Zeit spüre. Eine Sperre, eine Falle - ich weiß es nicht. Das wirft uns den ganzen Plan über den Haufen. Nun müssen wir sehen, daß wir allein fertig werden. Heinhoff wird toben, aber dafür kann ich auch nichts.“

„Der Roboter!“ erinnerte Noir. „Wir müssen ihn unschädlich machen, bevor er Alarm schlägt.“

Jetzt sahen sie ihn auch. Er war zweifellos tefrodischer Bauart. Seine menschliche Form konnte kein Zufall sein. Er bediente die Maschinen oder kontrollierte sie, wenn sie automatisch arbeiteten. Er war daher kaum bewaffnet. Aber es war wiederum sicher, daß die Tefroder Kampfroter besaßen, die im Notfall die Station verteidigen würden. Allerdings würde man ihnen kaum die Erlaubnis einprogrammiert haben, die Station zu vernichten.

Als er nahe genug herangekommen war, zerstörte Noir den Roboter durch einen wohlgezielten Schuß.

„Wir haben noch fünfzig Minuten, bis Rhodan angreift“, sagte Gucky.

„Bis dahin müssen wir es geschafft haben. Gehen wir. Oder glaubst du, der Hauptschacht ist hier zu finden?“

„Kaum. Das ist eine separate Anlage.“

Sie fanden den Ausgang und gerieten in ein wahres Labyrinth von Gängen und Nebengängen, so daß sie bald die Orientierung verloren. Mehrmals sahen sie Tefroder und Roboter, aber zum Glück konnten sie ihnen immer wieder unbemerkt ausweichen. Gucky begann zu begreifen, daß es sich bei dieser gigantischen Anlage nicht um eine neuerrichtete Station handeln konnte. Es war unmöglich, daß man sie unbemerkt von den terranischen Siedlern errichtet hatte. Es gab somit nur einen einzigen Schluß.

Als sie etwas atemlos in einer Nische hockten und überlegten, welchen Korridor sie wählen sollten, sprach Gucky seinen Verdacht aus:

„Es ist dir doch wohl klar, Andre, daß diese riesenhafte Station nur aus der Zeit der lemurischen Flucht epoche stammen kann. Niemand anders als die Lemurer haben diese Station errichtet, als sie vor den Halutern Schutz suchten. Dann mußten sie weiterfliehen, und Jago III wurde vergessen. Von Lemurern und Halutern, aber nicht von den Meistern der Insel. Sie bewegen sich lange genug in Gegenwart und Vergangenheit, um alles registrieren zu können, was es jemals von Bedeutung gab. So ist es auch zu erklären, daß diese gefährlichen Intelligenzen immer wieder gut vorbereitete Stützpunkte finden, wenn sie welche brauchen. Die Höhle unter den Sturmbergen von Jago III kam ihnen gerade recht. Sie bauten sie neu aus und setzten

Tefroder ein. Ein klarer Fall, findest du nicht?“

Noir nickte langsam.

„Du könntest recht haben, Kleiner. Die Frage ist nur: Was wollen sie hier? Was bezwecken sie?“

„Dasselbe wie auf der Erde, nur haben sie dabei nicht bedacht, daß wir sie so schnell entdecken würden. Hier fühlen sie sich sicherer. Es würde mich nicht wundern, wenn einer der Meister die Station hier leitet. Der nächste Angriff auf die Stabilität der Terrawährung soll wahrscheinlich von hieraus erfolgen. Na!“ Gucky schüttelte die Pfoten. „Die Suppe werden wir ihnen aber versalzen.“

„Erst können vor Lachen“, entgegnete Noir.

„Wir müssen nur die Klimaanlage finden“, sagte Gucky, als handle es sich lediglich darum, beim nächsten Bäcker Brötchen zu holen. „Die finden wir!“

Sie schlichen weiter.

Gucky versuchte noch einmal zu teleportieren, aber es gelang ihm nicht. Auch die Gedankenimpulse der Tefroder kamen unterschiedlich. Einmal empfing er sie deutlich und mit erstaunlicher Klarheit, dann wieder wurden sie verschwommen und so undeutlich, daß kein Sinn herauszufinden war. Gucky betrachtete das als einen Beweis dafür daß die Sperre - oder was immer es auch war - unbewußt und intuitiv arbeitete. Es steckte also keine Automatik dahinter, kein Mechanismus.

Sondern ein Mensch, ein intelligentes Lebewesen. Und es hatte keine Ahnung, daß es einen Teleporter oder Telepathen behinderte.

Als sie vorsichtig um eine Biegung kamen, zuckten sie zurück. Keine zwanzig Meter von ihnen entfernt stand ein uniformierter Tefroder. Offensichtlich bewachte er eine Tür.

Gucky und Noir zogen sich weiter zurück, damit sie ungestört sprechen konnten.

„Hinter der Tür muß etwas sein. das besonders wichtig ist. Würden sie sie sonst extra bewachen?“

„Stimmt“, gab Noir dem Mausbiber recht. „Die Klimaanlage?“

„Wäre eine feine Möglichkeit, aber daran glaube ich nicht. Trotzdem möchte ich es wissen. Machen wir den Tefroder unschädlich?“

„Können wir leicht, aber dann wissen die anderen bald Bescheid.“

„Was ändert das? Sie wissen es ohnehin in einer halben Stunde, wenn Rhodan angreift. Und wir müssen etwas unternehmen. Wir können nicht einfach weiter so herumlaufen. Lähmstrahler, würde ich sagen.“

Noir verstellte die Strahlkraft seiner Waffe. Sie tötete nun nicht mehr, sondern betäubte nur. Noir hätte den Tefroder ja auch unter hypnotische Kontrolle bringen können, aber er vertraute seinen Fähigkeiten auch nicht mehr, seitdem Gucky

Schwierigkeiten hatte.

Sekunden später sackte der Tefroder zusammen und rührte sich nicht mehr. Noir und Gucky kamen aus ihrem Versteck und überzeugten sich davon, daß der Gelähmte einige Stunden schlafen würde. Sie brauchten sich nicht weiter um ihn zu kümmern.

Sie standen vor der verschlossenen Tür und fanden keine Möglichkeit, sie zu öffnen. Blieb nur der Impulsstrahler, als auch die Telekinese versagte. Noir besorgte das so vorsichtig, daß der Raum hinter der Tür nicht überhitzt werden konnte. Immer wieder legte er eine Pause ein.

Endlich hatte er einen kleinen Kreis Metall herausgeschmolzen und hoffte, daß er damit auch das elektronische Schloß erwischt hatte. Vorsichtig stieß er mit dem Kolben des Strahlers gegen das lockere Stück, und es fiel polternd auf der anderen Seite zu Boden.

Sie lauschten, dann hörten sie hinter der Tür, wie jemand einatmete. Es klang so, als habe er zu lange die Luft angehalten. Schritte näherten sich der Tür. Noir bückte sich, um durch das entstandene Loch zu sehen - und er sah genau in ein menschliches Auge.

In dem Auge war Angst, Erwartung und auch ein wenig Hoffnung.

„Wer sind Sie?“ fragte Noir, der zuerst an einen Tefroder glaubte, den man aus diesem oder jenen Grund gefangengesetzt hatte. „Verstehen Sie mich?“

„Mein Name ist Berl Kuttner. Die Kerle hier haben mich erwischt, als ich den Eingang zu ihrer Station fand. Gehören Sie zu uns? Ich kann nur Ihre Augen sehen, aber Sie sprechen unsere Sprache.“

„Sie sind ein Siedler von Jago III, nehme ich an.“

„Sie nicht?“

„Nein. Ich gehöre zu einem Sonderkommando der terranischen Flotte. Warten Sie, wir holen Sie hier heraus.“

Noir stieß leicht gegen die Tür. Sie öffnete sich.

Berl kam aus seiner Zelle, immer noch mißtrauisch und zur Flucht bereit, aber dann erkannte er Noirs Uniform. Allerdings sah er in diesem Augenblick auch Gucky, und den kannte er nicht.

„Wer ist denn das?“ fragte er verblüfft. „So klein - und eine Uniform.“

„Der Schwanz ... nein, das ist doch nicht möglich! Die Beschreibung würde auf einen Mausbiber passen. Von denen haben wir schon viel gehört.“

„Es ist Sonderoffizier Guck, der das Unternehmen leitet. Ihm haben Sie Ihre Rettung zu verdanken.“

Berl gab zuerst Noir, dann Gucky die Hand.

„Wenn ich mich revanchieren kann ... an mir soll es nicht liegen.“

„Sie sagten etwas von einem Eingang zur Station der Tefroder. Den müssen Sie uns zeigen. Aber das hat Zeit bis später. Haben Sie eine Ahnung, wo wir den Hauptschacht der Klimaanlage finden?“

Berl schüttelte den Kopf
„Leider nicht. Ich hatte keine Zeit mich umzusehen. Die Kerle haben mich ausgequetscht und dann eingesperrt. Aber in jedem Raum gibt es die vergitterten Schächte.“ Er betrachtete Gucky nachdenklich. „Gucky wäre klein genug. Er käme durch und könnte den Hauptschacht leicht finden.“

Noir nickte und sah Gucky an.

Gucky seufzte.

„Was wäre Terra ohne mich?“ fragte er und tastete nach dem kleinen Beutel mit den Gasbomben. „Wenn ich nicht im Schacht steckenbleibe, haben wir vielleicht Glück. Aber es kann ja sein, daß ich in einem echten Notfall die merkwürdige Sperre durchbrechen und wieder teleportieren kann. Heinhoff wird vielleicht toben!“

Noir schien einen inneren Kampf ausgefochten zu haben, und was er zu sagen hatte, fiel ihm offensichtlich nicht leicht.

„Hör zu, Gucky. Wir haben keine Wahl. Du mußt das mit den Gasbomben erledigen, ich aber muß Heinhoff warnen und unterrichten. Kuttner hier kennt den Ausgang. Er wird mich dorthin führen. Einmal draußen, kann ich Heinhoff durch Funk erreichen. Bis dahin spielt es keine Rolle mehr, ob die Tefroder uns hören oder nicht - entweder sind sie betäubt, oder sie wissen ohnehin Bescheid.“

„Um ins Freie zu gelangen, müßten wir schwimmen“, warf Berl Kuttner ein. „Man hat mir meine Maske abgenommen, aber die Sauerstoffpatrone ließ man mir. Warum, weiß ich nicht. Sie reicht für uns beide, Mr. Noir.“

„Wie weit muß man unter Wasser schwimmen?“

„Vielleicht hundert Meter.“

„Da genügen ein paar Atemzüge. Ich habe eine Lampe, das wird uns helfen. Hoffentlich finden Sie den Weg zum Ausgang.“

„Wo der Abstieg ist, weiß ich nicht“, gab Berl zu, „aber ich erkenne ihn wieder, wenn wir davor stehen. Ein Transportband hat mich hochgebracht. Es beginnt automatisch zu rollen, wenn es das Gewicht eines Menschen spürt.“

„Aha - und wenn oben, dann wird es nach unten rollen. Sehr praktisch.“

Gucky betrachtete noch immer das Gitter unter der Decke.

„Ich komme mir vor wie ein blindes Huhn. Kann mich mal jemand hochheben, damit ich das Gitter abnehme?“

Sekunden später legte Berl das Gitter auf den Boden der Zelle. Gucky verschwand im Schacht. Sie hörten ihn noch eine Weile rumoren, dann wurde es still.

„Nun?“ fragte Noir gespannt.

Guckys Stimme war schon ganz leise:

„Groß genug. Macht euch keine Sorgen.

Verswindet lieber, ehe jemand kommt und euch festsetzt. Die Station ist so gut wie erobert.“

Davon allerdings war Noir nicht so sehr überzeugt, aber er nickte Berl entschlossen zu. Die beiden Männer traten hinaus auf den Gang, vergewisserten sich, daß er leer war, und rannten dann davon. Sie wollten so schnell wie möglich den Ausgang finden, denn wenn Gucky die Bomben zündete, und wenn er es an der richtigen Stelle tat, war die ganze Station innerhalb kürzester Zeit verseucht. Und weder Noir noch Berl besaßen eine Gasmaske. Nur die Sauerstoffpatrone.

„Hier sind wir auch vorbeigekommen“, murmelte Berl und ging etwas langsamer. „Ich kann mich genau an die Anordnung der Türen und den vorstehenden Felsen dort erinnern. Ich glaube, es geht nun dort weiter.“

Noir wußte, welches Risiko er einging. Der Siedler besaß zwar einen erstaunlichen Orientierungssinn und ein gutes Erinnerungsvermögen, aber wenn sie den Ausgang nicht bald fanden, war es für jede Warnung zu spät. Rhodan würde angreifen, und die Festung war nicht einmal sturmreif geschossen.

Ja, Rhodan wußte nicht einmal genau, wo die Festung war.

Zehn Minuten vor ein Uhr Jagozeit standen sie endlich auf dem Transportband, das sie schnell in die Tiefe brachte. Um keine Sekunde zu verlieren, liefen sie in der Rollrichtung aber sie mußten sich an den Wänden festhalten und stützen, um nicht gegen die Felsen geschleudert zu werden.

Noirs Sorge wie sie die Tür im Felsen öffnen sollten, erwies sich als unnötig. Die Tür öffnete sich automatisch, als sie näherkamen. Sie rannten das letzte Stück des Ganges, in dem es kein Band gab, und standen dann atemlos in der riesigen Felsenhöhle.

Das Boot lag noch an seinem alten Platz.

Noir, der schon dabei war, seine Jacke auszuziehen, hielt in der Bewegung inne. Er deutete auf das Boot.

„Nehmen wir das da, Kuttner. Warum sollen wir schwimmen?“

„Können Sie denn mit so einem Ding umgehen?“

„Ich denke schon. Die Bauart tefrodischer Schiffe unterscheidet sich nicht besonders von unserer. Ich werde schon damit zurechtkommen. Los, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Sie stiegen ein, verschlossen die Luke und setzten sich hinter die Kontrollen. Noir studierte sie einige Minuten, dann wußte er Bescheid. Ein paar Griffe, und schon trieb das Boot auf den See hinaus. Berl gab die Richtung an. Sie brauchten nur einige Meter zu tauchen, um den Kanal zu finden - und wenige Sekunden später schwammen sie auf der leichten Dünung des Meeres.

Noir zögerte keinen Augenblick, sein Funkgerät einzuschalten. Aber noch ehe sich Heinhoff melden konnte, schlug ein starker Sender durch und übertönte alles andere. Noir erkannte die Stimme sofort.

Sie gehörte Perry Rhodan.

Über die vereinbarte Einsatzwelle gab er den Befehl zum Angriff.

Der Schacht wurde nach der dritten Abzweigung größer, so daß Gucky mehr Bewegungsfreiheit erhielt. Fast konnte er aufrecht gehen. Ab und zu kam er an Gittern vorbei, dann war er besonders vorsichtig. Denn die Gitter führten in Räume und Korridore, in denen sich Tefroder aufhalten konnten.

Natürlich hätte er schon jetzt seine Maske aufsetzen und die Bomben zünden können, aber das Gas wäre nur in eine Richtung getrieben und hätte vielleicht nur die halbe Station lahmgelegt. Wenn schon, dann mußte er den Anfang des frischen Luftstroms finden, und das war nur dann möglich, wenn er sich ihm immer entgegenbewegte.

Er sah auf die Uhr.

Der Angriff begann in wenigen Minuten.

Der Schacht wurde noch breiter und endete in einer großen Kammer, in die mehrere Schächte einmündeten. Einer davon ging senkrecht nach oben. Der Luftstrom kam durch ihn herab. Also mußte sich der Ausgangspunkt dort befinden.

Gucky versuchte noch einmal zu teleportieren, aber er gab es schnell auf. Außerdem fand er an den Seitenwänden so etwas wie Steigeisen. Er kannte sich ein wenig in Belüftungssystemen aus und wußte, daß die Kammer als Verteiler diente. Es hatte wenig Sinn, jetzt noch weiterzulaufen. Der senkrechte Schacht führte zum Ausgangspunkt des Luftstroms. Wenn er seine Bomben jetzt und hier zur Entzündung brachte, würde die ganze Station verseucht werden. Er selbst brauchte nur einige Meter nach oben zu steigen und würde nicht einmal die Maske brauchen. In Ruhe konnte er abwarten, was geschah.

Er nahm den Beutel mit den Bomben ab. Nacheinander machte er sie scharf, zündete sie und warf sie auf den Boden der Kammer hinab. Das geruchlose und unsichtbare Gas trieb mit dem Luftstrom in die verschiedenen Schächte hinein. Von dort aus gelangte es in alle Räume der Station.

Er sah auf die Uhr. Seiner Berechnung nach konnte es nicht lange dauern, höchstens zehn Minuten. Aber zehn Minuten warten - das hielt Gucky nicht aus. Schon gar nicht, wenn in dieser Sekunde der Angriff Rhodans beginnen mußte, wenn nicht etwas dazwischengekommen war.

Also kletterte er den senkrechten Schacht weiter hinauf, bis er fast nicht mehr gegen den immer kräftiger werdenden Luftstrom ankam. Zum Glück fand er zwanzig Meter über der Verteilerkammer ein

Gitter.

Vorsichtig sah er hindurch und stellte fest, daß der Raum, der mit Frischluft versorgt wurde, leer war. Er löste das Gitter aus der Verankerung, hängte es auf ein Steigeisen und kroch durch die entstandene Öffnung. Die drei Meter bis zum Boden ließ er sich einfach fallen. Solange er nicht teleportieren konnte, war damit die Rückzugsmöglichkeit für ihn verloren, denn so hoch konnte er niemals springen.

Der Raum war oval und in jeder Beziehung phantastisch eingerichtet. An den Wänden waren Bildschirme eingelassen, die aber alle dunkel waren. Darunter befanden sich die entsprechenden Kontrollen. Vor einer Schalttafel stand ein bequemer Sessel, der nach allen Seiten drehbar und auf im Boden eingelassenen Schienen fahrbar war. Die Decke zeigte eine Projektion der Galaxis, farbig und dreidimensional. Zwei Türen führten in weitere Räume oder Gänge.

Gucky stand da und wußte nicht, was er als nächstes tun sollte. Ohne seine Parafähigkeiten fühlte er sich doppelt hilflos. Außerdem ...

Wie ein Blitzschlag traf ihn die plötzliche Erkenntnis, daß er auch keine Gedankenimpulse mehr empfing. Es fiel ihm erst jetzt auf, daß die bisher immer auf ihn einströmenden Impulse verstummt waren. Dafür empfing er andere Muster, schwächer zwar, aber immer noch deutlich genug.

Und eins dieser Gedankenmuster kannte er nur zu gut.

John Marshall!

„John! Antworte mir, wenn du mich hörst!“

Der Gedankenstrom brach ab, aber dann setzte er mit doppelter Intensität wieder ein:

„Gucky, du!? Wo steckst du? Was ist passiert?“

Gucky atmete erleichtert auf, wenn er auch nichts begriff. So schnell er konnte, berichtete er, was geschehen war. Eine Weile kam keine Antwort, dann dachte Marshall:

„Rhodans Schiffe regnen Roboterkommandos auf die Sturmberge ab. Heinhoff, der vergeblich auf ein Lebenszeichen von dir wartete, hat auf eigene Faust Nachforschungen angestellt und einen Schacht entdeckt, der in die Station führen muß. Er ist mit seinen Leuten dabei einzudringen. Die Roboter werden ihn unterstützen: Hoffen wir, daß dein Gas inzwischen wirkt.“

Und nach einer winzigen Pause fügte Marshall hinzu:

„Ich empfangе übrigens keine Impulse mehr aus der Station.“

Gucky wartete, aber es kam nichts mehr.

Was hatte Marshall mit seiner letzten Bemerkung gemeint? Natürlich, er empfing ja auch keine Gedanken mehr ...

Bedeutete das etwa, daß die Tefroder bereits

betäubt waren? Das Gas so wußte Gucky, lähmte auch die Funktion des Gehirns. Die Tefroder konnten nicht mehr denken, wenn sie der Wirkung des Gases erlegen waren.

„Ich bin ein Rindvieh“, murmelte Gucky und war froh, daß ihn niemand hören konnte. „Da renne ich hier herum und zerbreche mir den Kopf, dabei schlafen die Tefroder längst.“ Er stutzte plötzlich und schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. „Doppeltes Rindvieh wäre wohl treffender! Habe ich nicht eine tadellose Telepathieverbindung zu Marshall gehabt? Donnerwetter, ich werde wohl alt ...?“

Er peilte die andere Ecke des Raumes an und teleportierte.

Es klappte tadellos.

Die geheimnisvolle Mutantensperre war nicht mehr existent.

Der Widerstand war verschwunden.

„Nun könnt ihr was erleben!“ fauchte Gucky, wieder im Vollbesitz seiner Kräfte- und seines Selbstbewußtseins. „Rindvieh hin, Rindvieh her - die Hauptsache ist wohl, daß es mir allein gelungen ist, die Station zu erobern. Die Brüder pennen, und das Gas wird sich inzwischen auch verflüchtigt haben. Jetzt gehe ich sie einsammeln.“

Der Raum - wohl eine Art Kontrollraum - mußte sich hoch über dem Niveau der eigentlichen Station befinden, mehr der Oberfläche zu. Wenn er also nach unten teleportierte ...

Ein Gedankenstrom traf ihn so stark, daß ein stechender Schmerz sein Gehirn durchzuckte. Er kam aus dem Raum hinter der linken Tür. Sein Sinn blieb verborgen, denn es waren eine Art verschlüsselte Gedankenimpulse, wie Gucky sie noch nie erlebt hatte. Er konnte sich überhaupt nicht vorstellen, daß man Gedankenströme wie Funksprüche verschlüsseln konnte.

Und dann fiel ihm ein, daß er ähnliches doch schon einmal erlebt hatte. So etwa wurden Gedankenimpulse wahllos unterbrochen und verstümmelt, wenn sie die Schwingungen eines Schutzenergiefeldes durchdrangen. Stimmten die Vibrationen überein, kamen die Impulse klar durch. War das aber nicht der Fall, wurden sie unterbrochen und unverständlich.

Im Nebenraum dachte jemand, und er war von ihm, Gucky, durch eine Energiewand getrennt.

Die betäubte Besatzung der Station war auf einmal nicht mehr so wichtig. Die Tefroder würden für viele Stunden bewußtlos bleiben, wenn man sie nicht durch Injektionen aufweckte. Der Bursche nebenan aber hatte nichts vom Gas abbekommen. Er war gewarnt und konnte den Angriff Rhodans vielleicht sogar noch abschlagen, wenn er dazu die notwendigen technischen Mittel besaß. Außerdem

konnte er die Meister der Insel warnen. Und gerade das sollte vermieden werden.

Gucky entsann sich seines Impulsstrahlers, der immer noch im Gürtel steckte. Er zog ihn heraus und entsicherte ihn. Dann ging er zu der Tür und esperte. Mit Telekinese tastete er das elektronische Schloß ab und die Tür öffnete sich.

Das erste, was Gucky erkennen konnte, war der riesige Materietransmitter in der Mitte der großen Halle. Der Gitterkäfig war unverkennbar, und das leichte Flimmern in der Luft besagte eindeutig, daß der Transmitter eingeschaltet war. Das Tor zum Käfig war geöffnet.

Die Fülle der Geräte und Instrumente in der Halle verwirrte Gucky im ersten Augenblick. Aber er begriff sofort, daß er nun im Nervenzentrum der Station war. Von hier aus wurden die Befehle gegeben, und von hier aus konnte man auch jederzeit irgendwohin transmittieren oder von irgendwoher kommen. Von diesem Transmitter also stammten auch die aufgefangenen Impulse.

Die Bildschirme an den Wänden waren hell und in Betrieb. Sie zeigten alle verschiedene Räume und Maschinenhallen, in denen sich Arbeitsroboter bewegten. Die Tefroder allerdings, die in den merkwürdigsten Stellungen am Boden lagen oder in ihren Sesseln zusammengesunken waren, bewegten sich nicht mehr. Das Gas hatte sie erreicht, ehe sie eine Warnung erhalten konnten.

Auf einem größeren Schirm erkannte Gucky die Lagerhallen für die Kampfroboter. Ein Alarmimpuls hatte sie aus ihrer bisherigen Ruhestellung geholt. Ihre Programmierung schaltete sich ein, und automatisch handelten sie, wie es ihnen vorgeschrieben war. Jeder, von ihnen hatte seine spezielle Aufgabe, und nichts würde sie davon abhalten können, sie durchzuführen.

Nichts - außer der Vernichtung.

Der Ausgangspunkt der unterbrochenen Gedankenimpulse begann zu wandern. Mit anderen Worten: Der Sender veränderte seinen Standort. Wer immer es auch war, der dem Gasangriff entkommen war, er bewegte sich nun.

Gucky wich in eine Ecke zurück, von der aus er einen guten Überblick hatte, ohne gleich gesehen zu werden. Er konnte die Bewegungen des anderen verfolgen, ohne ihn sehen zu müssen.

Wahrscheinlich der Chef der Station, ein Tefroder.

Er verließ einen Raum, der neben der Transmitterhalle lag, und dann kamen die Impulse eindeutig aus dem Kontrollraum, den Gucky vor wenigen Minuten verlassen hatte. Aber dort blieben sie nicht.

Sie näherten sich weiter.

Gucky wartete gespannt. Seine Hände zitterten nicht, als er die Waffe langsam anhub. Er würde

keine Sekunde zögern, sie zu gebrauchen denn er kannte die Gefährlichkeit der Tefroder, besonders dann, wenn sie sich in die Enge getrieben sahen und das war ja nun wirklich der Fall.

Und dann sah er ihn, als er den Transmitteraum betrat.

Es war ein Meister der Insel.

Die Uniform und die Zeichen der beiden Galaxien waren unverkennbar. Es konnte also kein Zweifel mehr daran bestehen, daß die Station von den Meistern eingerichtet und sogar persönlich von ihnen überwacht wurde.

Der Meister der Insel hatte seinen Individual-Schutzschirm eingeschaltet und wurde dadurch unangreifbar. Es gab kein Mittel, ihn unschädlich zu machen, und selbst Gucky mußte zugeben, daß er gegen dieses Wesen hilflos war.

Gegen ein Wesen, das wie ein Mensch aussah und doch keiner mehr war.

Der Meister warf einen Blick auf die Bildschirme, ohne den heimlichen Beobachter zu bemerken. Er schaltete einige weitere Schirme ein, die Teile des Gebirgsmassivs zeigten. Einige Schirme mußten ihre Sendungen von Fernsehkameras empfangen, die in stationären Satelliten untergebracht waren, denn sie zeigten gestochen scharfe Luftaufnahmen der einzelnen Gipfel und des Plateaus.

Sie zeigten auch die angreifenden Roboterkommandos der terranischen Raumflotte.

Mit Schwebegleitern folgten die Landetruppen und näherten sich im Schutz der Roboter dem von Marshall erwähnten Eingang zur Station.

Gucky, der den Meister nicht aus den Augen ließ, bemerkte dessen Verwirrung. Die Gedankenimpulse kamen heftiger und noch undeutlicher. Sie verrieten die Erregung des Sendenden.

Die terranischen Kampfroborer erreichten den Eingang zur Station und drangen ein.

Der Meister trat zu einer Schalttafel und drückte blitzschnell einige Kommandoknöpfe ein. Auf den anderen Bildschirmen sah Gucky, wie sich die Wachroboter der Tefroder in Bewegung setzten. Sie hatten ihre Befehle erhalten und gingen daran, sie auszuführen.

Es wurde Zeit, daß er eingriff, ehe der Meister daran dachte, die Station zu zerstören, denn gerade das sollte doch vermieden werden.

Er kam aus seinem Versteck hervor und richtete seine Waffe auf den Mann, obwohl er wußte, wie sinnlos das war.

„Geben Sie auf“, sagte er, in der Hoffnung, daß der andere ihn hören konnte. Meist hatten die Individualschirme eine winzige Lücke für Schallwellen. „Drehen Sie sich ganz langsam um.“

Gespannt beobachtete Gucky, was der Meister tun würde.

Er gehorchte tatsächlich und drehte sich um. Als er Gucky erkannte, huschte ein spöttisches Lächeln über seine Lippen, das Gucky fast zur Raserei brachte. Selten hatte er soviel Nichtachtung seiner Persönlichkeit in einem Gesicht gesehen wie in diesem.

Eine Antwort erfolgte nicht. Der Meister der Insel fühlte sich im Schutz seines Individualschirms völlig sicher. Er wußte, daß ihm niemand etwas anhaben konnte. Wenigstens nicht so schnell.

Er ignorierte die Waffe des Mausbibers und ging langsam und gemessenen Schrittes auf den sendebereiten Materietransmitter zu. Seine Absicht war unverkennbar: Er wollte sich mit einem einzigen Schritt in Sicherheit bringen und die verbündeten Tefroder ihrem ungewissen Schicksal überlassen.

Oder hatte er einen anderen Grund, so schnell wie möglich zu verschwinden?

Gucky glaubte plötzlich, diesen Grund zu wissen.

Welche Befehle hatten die Roboter erhalten? Zerstörung der Station? Gegenangriff?

Oder ...?

Gucky schoß zweimal auf den Meister, aber die grellen Energiestrahlen, auf tödliche Dosis eingestellt glitten wirkungslos an dem flimmernden Schirm ab.

Da blieb Gucky nichts anderes übrig, als den Transmitter zu zerstören. Er tat es mit einem Gefühl aufrichtigen Bedauerns, aber er sah keine andere Möglichkeit, die Flucht des Meisters zu verhindern.

Es waren sieben gut gezielte Schüsse notwendig, das Transmitterfeld abzuschalten. Der Gitterkäfig war halb geschmolzen, und die Zuleitungen hingen zerfetzt herab. Mit einem fürchterlichen Krachen explodierte der Feldgenerator der Dimensionssperre. Der Transmitter wurde in seine Einzelteile zerlegt und unbrauchbar.

Der Meister der Insel zeigte zum erstenmal Erschrecken und Überraschung. Er war stehengeblieben, aber die herumfliegenden Trümmer konnten ihn nicht gefährden. Gucky hingegen mußte rechtzeitig in Deckung gehen, um nicht so einen glühenden Brocken an den Kopf zu bekommen. Er konnte für Sekunden nicht auf den Meister achten.

Das war sein Fehler.

Als er wieder hochkam und sich umsah, war der Meister verschwunden.

Seine Gedankenimpulse verstummten, und Gucky konnte seinen Standort nicht mehr anpeilen.

Er rannte in die Kontrollzentrale der Station, aber sie war leer. Es gab nur noch eine weitere Tür, und Gucky zögerte nicht, sie telekinetisch zu öffnen. Auf die Idee, einfach zu teleportieren, kam er nicht, weil ihm der Schreck über sein vorheriges Versagen noch in den Knochen steckte.

Der Raum war ebenfalls leer, aber eine weitgeöffnete Tür verriet den Fluchtweg des

Meisters.

Gucky rannte durch die Tür, den Strahler schußbereit für den Fall, daß ihm Roboter begegneten. Vor ihm lag ein ansteigender Korridor. Der Richtung nach zu urteilen führte er empor zum Plateau.

Gucky besann sich nicht lange. Der Meister konnte nur diesen Weg genommen haben. Auf keinen Fall durfte er entkommen. Zwar war der Transmitter unbrauchbar geworden aber Gucky entsann sich der drei Gleiter, die Berl Kuttner beobachtet hatte. Es gab somit noch andere Fluchtmöglichkeiten.

Um den Abstand zu dem Verfolger zu verkürzen, teleportierte Gucky über Sichtweite hinweg, aber auch das nützte nichts. Der Meister war und blieb verschwunden.

Dafür erschütterte eine fürchterliche Detonation die Station, deren Schockwelle durch die Korridore fegte und Gucky traf. Er wurde gegen die Wand geschleudert und verlor fast die Besinnung. Er blieb einige Minuten liegen, um sich zu erholen

*

Es war klar, daß die Roboter mit ihrem Vernichtungswerk begonnen hatten. Rhodans Absicht, die Station unversehrt in die Hände zu bekommen, war fehlgeschlagen.

Gucky wußte es noch nicht, aber was da in die Luft geflogen war, war nichts anderes als ein gigantischer Multiduplikator, mit dessen Hilfe der nächste Angriff auf die terranische Währung gestartet werden sollte. Roboter hatten die Selbstzerstörungsanlage in Tätigkeit gesetzt und sich geopfert.

Als Gucky die Verfolgung wieder aufnahm, hatte er die Spur völlig verloren. Er lief einfach den Korridor entlang und hoffte, den Flüchtigen wieder zu Gesicht zu bekommen. Oft teleportierte er, aber er begegnete nur reglos herumliegenden Tefroder oder marschierenden Robotern.

Und dann, nach einem größeren Sprung, materialisierte er in einer runden Halle, deren Decke mindestens hundert Meter hoch war. Oben in der Decke war ein Schacht, und das Startgerüst unter diesem Schacht verriet nur allzu deutlich, worum es sich handelte.

Etwa zehn Kampfroboter bemerkten den Eindringling und griffen sofort an.

Gucky, der nun wußte, daß er zu spät gekommen war, griff in die Tasche. Mit fliegenden Händen machte er die kleine Granate scharf und warf sie den Robotern entgegen. Dann teleportierte er zur entgegengesetzten Seite der Starthalle.

Die Explosion machte sieben Roboter kampfunfähig. Die restlichen drei fielen den

gezielten Strahlschüssen Guckys zum Opfer.

Der Meister der Insel aber, mit einem Raumschiff geflohen, konnte dadurch auch nicht mehr zurückgeholt werden.

Er jagte mit dem kleinen Schiff durch den Schacht, der im Gipfel eines Berges endete, gut getarnt und von den Terranern nicht rechtzeitig entdeckt. Er schoß hinauf in den Nachthimmel, und als er von der CREST und den hoch über Jago III kreisenden Einheiten geortet wurde war es abermals zu spät.

Ehe die Verfolgung einsetzen konnte, verschwand das kleine und unglaublich schnelle Schiff im Linearraum und hinterließ keine Spuren mehr.

Der Chef der Station war endgültig entkommen.

6.

Captain Heinhoff drang mit seinen zehn Abwehrspezialisten in den Plateauingang ein. Kurz zuvor erhielt er noch eine Funkmeldung von Noir, der mit einem tefrodischen Beiboot und dem geretteten Kuttner zum Stützpunkt unterwegs war.

John Marshall und Major Beham waren in der Orterstation zurückgeblieben und standen mit Rhodan in Funkverbindung. Gleichzeitig versuchte Marshall erneut, den telepathischen Kontakt zu Gucky wiederherzustellen.

Der Mausbiber meldete sich nicht.

Rhodan setzte die Robotkommandos und dann die Landetruppen ab.

Der Kampf um die Station der Tefroder hatte begonnen.

Heinhoff und seine Leute waren schwer bewaffnet; obwohl sie nicht damit rechneten, daß die Tefroder ihnen ernsthaften Widerstand leisten würden. Aber sie wußten, daß es Kampfroboter gab, und mit denen war wirklich nicht zu spaßen.

Sie mußten sich beeilen, denn es war durchaus möglich, daß ein Selbstzerstörungsimpuls existierte, und der mußte entdeckt werden, bevor er ausgelöst wurde, von wem auch immer.

Der Antigravlift funktionierte automatisch, und schnell sanken die elf Männer in die unbekannte Tiefe. Sie schalteten ihre Lampen ein, als es dunkel wurde. Vorsichtshalber befahl Heinhoff, die Atemmasken aufzusetzen, denn so schnell würde sich das Gas nicht verflüchtigen.

Dann erreichten sie die Sohle der Hauptstation. Heinhoff atmete erleichtert auf, als er den ersten bewußtlosen Tefroder entdeckte. Gucky hatte also seine Gasbomben erfolgreich anbringen können, wenigstens in diesem Sektor. Der Captain ließ einen seiner Männer am Liftschacht zurück, damit er die bald eintreffenden Landetruppen Rhodans informieren konnte, wenn sie Verbindung mit ihm aufnahmen. Er selbst drang mit den restlichen neun

Männern weiter in die Station ein um jede mutwillige Zerstörung zu verhindern.

Als der Multiduplikator gesprengt wurde, raste die Druckwelle durch die Gänge. Sie erwischte Heinhoff und seine Männer genauso wie Gucky, nur an einer anderen Stelle. Als sie sich von ihrer Überraschung erholt hatten, hörten sie den Marschtritt sich nähernder Roboter.

Heinhoff sah, wie seine Leute nervös wurden. Immerhin steckten sie in einer Falle, wenn sie von verschiedenen Seiten aus angegriffen wurden, und das war nicht jedermanns Sache.

„Leutnant Müller, Sie nehmen den linken Abzweigang. Vernichten Sie jeden Roboter, der Sie überrumpeln will. Ich nehme mit dem Rest der Leute den Hauptkorridor. Wir müssen versuchen, Verbindung zu halten, damit wir den Kontakt nicht verlieren. Und rücksichtslos vorgehen.“

Sie fanden die eingestürzte Halle, in der der Duplikator gestanden hatte. Ein weiteres Vordringen wurde durch die Trümmer unmöglich gemacht. Von rechts kam der Lärm der marschierenden Roboter immer näher.

Heinhoff mußte zurück, oder er mußte angreifen.

Er entschied sich für den Angriff.

„Müller, aufpassen! Halten Sie uns den Rücken frei. Hier ist es gleich soweit.“

„In Ordnung, Captain. Wir haben drei schlafende Tefroder gefunden.“

Noch bevor die Roboter erschienen, meldete der beim Lift zurückgebliebene Mann, daß Rhodans Kampfroboter die Station erreicht hätten. Sie wären schon dabei, die besinnungslosen Tefroder einzusammeln.

Heinhoff war zwar beruhigt, daß in der „Etappe“ alles in Ordnung war, aber das Problem der jeden Augenblick auftauchenden tefrodischen Roboter war damit nicht aus der Welt geschafft.

Heinhoff verteilte seine Leute so, daß sie die Einmündung des fraglichen Korridors konzentriert unter Feuer nehmen konnten. Die Schritte kamen näher, und dann betraten acht schwere Kampfroboter die zerstörte Halle. Sie eröffneten sofort das Feuer auf die in Deckung liegenden Männer.

Das Feuergefecht dauerte fast zehn Minuten, und wenn Heinhoff schließlich Sieger blieb, so hatte er das ausschließlich der Tatsache zu verdanken, daß die Roboter keine Rücksicht auf ihre eigene Existenz nahmen und sich um keine Deckung kümmerten. Sie standen einfach da und schleuderten Tod und Verderben in Richtung ihrer Gegner. Aber sie boten diesen ausgezeichnete Zielscheiben, und jeder Abwehrmann war ein Scharfschütze.

Heinhoff ließ das Feuer einstellen, als der letzte Robot entweder zerschmolzen oder umgekippt war. Erst später erfuhr er, daß gerade diese Robotkolonne

den Auftrag hatte, die ganze Station durch Zündung einer verborgenen Sprenganlage zu vernichten.

Er stieß wieder zu Müller mit den anderen Leuten, und gemeinsam drangen sie weiter in die Station vor. Der Mann am Lift gab durch, daß Rhodans Roboter schon damit begannen, die bewußtlosen Tefroder an die Oberfläche zu transportieren. Bis jetzt waren es dreißig gewesen. Oben warteten die anderen Landekommandos, und der erste Transporter war bereits gelandet.

Die Tefroder wurden in das Transportschiff geschafft.

Heinhoff und seine Gruppe fanden den Abwärtsgang und die Wasserhöhle. Viel konnten sie damit nicht anfangen, weil das Beiboot verschwunden war, aber sie errieten sofort, daß es sich um eine Art Notausgang handelte.

Wieder zurück in der eigentlichen Station entdeckten sie einen ganz normalen Lift, dessen Tür offenstand.

„Der führt nach oben“, bemerkte Leutnant Müller.

„Sehr richtig beobachtet“, pflichtete Heinhoff ihm etwas spöttisch bei. „Probieren wir aus, wo wir landen?“

„Da kommt jemand“, sagte Müller plötzlich.

Heinhoff schaltete sofort sein Funkgerät ein. Sekunden später atmete er auf.

„Es sind Landetruppen. Das Aufräumkommando, würde ich sagen.“

Der Lift brachte sie hinauf in die Stationszentrale, in der sie die Spuren von Guckys Tätigkeit fanden. Natürlich wußte Heinhoff nicht, daß es Gucky gewesen war, der den Transmitter zerstört hatte. Er ließ zwei seiner Leute zurück und erteilte ihnen den ausdrücklichen Befehl, niemand außer den Landetruppen in die Zentrale zu lassen und die Bildschirme ständig zu beobachten und regelmäßig Meldung zu erstatten.

Dann drang er weiter vor. Der Korridor war scheinbar endlos, aber schließlich endete er in der Starthalle, wo zehn zertrümmerte Roboter malerisch verstreut am Boden lagen.

„Es war schon jemand vor uns hier“, konstatierte Müller. „Vielleicht der Mausbiber.“

„Die gute Arbeit sieht ihm ähnlich.“

Heinhoff deutete auf den Schacht in der hohen Decke. „Hier ist ein Fluchtweg, den wir übersahen. Wer mag sich da rechtzeitig in Sicherheit gebracht haben?“

„Ich kann es euch sagen!“

Heinhoff fuhr erschrocken herum, als er die Stimme hörte, und dann sah er, wie Gucky hinter einem Stapel Kisten hervorkam und sich mit gravitatischen Schritten näherte. „Es war der Chef der Station, ein Meister der Insel. Leider entkam er mir, denn durch seinen Schutzschirm war er

unangreifbar. Es wird derselbe Kerl gewesen sein, der auf der Erde den Stützpunkt errichtete.“

„Gut gemacht, Gucky“, lobte Heinhoff. „Daß der Bursche floh, ist nicht Ihre Schuld. Aber die Station ist so gut wie sicher in unserer Hand. Haben Sie Kontakt zu Marshall?“

„Ja. Der unterhält sich gerade mit Noir und einem gewissen Berl Kuttner, einem abenteuerlustigen Siedler. Scheint draußen alles in Ordnung zu sein. Rhodan läßt keine weiteren Truppen mehr landen, weil es unnötig ist. Und wie Marshall mitteilt, will er Kuttner dazu überreden, den Mund zu halten. Die Siedler sollen nicht beunruhigt werden.“

Heinhoff sah sich unschlüssig um.

„Was tun wir dann noch hier? Wir können ja dann auch wieder hoch. Rhodans Männer werden schon allein mit den schlafenden Tefrodern fertig.“

„Wir haben den Befehl, hier unten zu warten, bis alles vorbei ist“, erinnerte ihn Gucky. „Haben Sie die Selbstzerstörungsanlage gefunden?“

„Nur Roboter. Wahrscheinlich hatten sie den Auftrag, diese Zerstörungen vorzunehmen. Einen Multiduplikator konnten wir nicht mehr retten.“

„So, einen Duplikator? Wie ist denn der hierhergekommen?“

„Vom Andromedanebel“, sagte Heinhoff trocken. „Oder es war ein alter, der schon immer hier gestanden hat.“

„Werden unsere Spezialisten schon herausfinden“, tröstete ihn Gucky.

Ihm kam ein Gedanke, aber er hatte jetzt im Augenblick keine Zeit, ihn zu Ende zu denken. Er beschloß aber später mit Rhodan darüber zu reden. Das war früh genug.

„Sehen wir uns noch ein bißchen um“, schlug Heinhoff vor.

Gucky war einverstanden.

*

Berl Kuttner nahm unwillkürlich so etwas wie Haltung an, als sie die Orterhütte betraten. John Marshall stand auf und streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich habe Ihnen zu danken für Ihre Initiative, Mister Kuttner. Mein Name ist John Marshall.“

„Ich weiß“, sagte Berl, von der Persönlichkeit Marshalls tief beeindruckt. „Sie sind Chef des sagenhaften Mutantenkorps. Gucky habe ich schon kennengelernt. Ich muß zugeben, daß ich sehr stolz darauf bin.“

„Sie werden Verständnis dafür haben, daß Sie über die Vorfälle dieser Nacht schweigen müssen, auch Ihren besten Freunden gegenüber. Die Siedler sollen nicht weiter beunruhigt werden. Es ist günstiger für die weitere Entwicklung der Kolonie, wenn niemand

etwas von den Vorgängen hier erfährt.“

Berl machte ein betrübtes Gesicht.

„Ja, das sehe ich natürlich ein. aber wie stehe ich dann da? Ein Trottler der Gespenster gesehen hat.“

„Wem haben Sie denn schon davon erzählt? Ihrer Frau und Kusenbrin. Ihrer Frau können Sie erklären, daß Sie sich getäuscht haben, und Kusenbrin ist ohnehin eingeweiht. Er weiß daß Sie richtig beobachteten, und er wird auch in Zukunft Ihre Expeditionen unterstützen. Den Rat werden wir ihm geben.“

Berl atmete sichtlich erleichtert auf.

„Dann ist es ja gut. Mir ging es in erster Linie um Kusenbrin. Der soll auf keinen Fall denken, ich spinne. Er hält mich sowieso für einen Sonderling, weil ich gern allein unterwegs bin, aber schließlich habe ich mich freiwillig als Siedler gemeldet um solche Ausflüge in unerforschtes Gebiet unternehmen zu können. Wenn er nun glauben müßte, daß ich auf Wandersterne oder Spuklichter hereinfalle, hätte ich in Zukunft eine Menge Arger gehabt.“

„Das ist nicht zu befürchten“, beruhigte ihn Marshall. „Mit Kusenbrin können Sie offen sprechen - wenn Sie beide allein sind.“ Er deutete in Richtung Tür. „Andre Noir wird Sie nach Hause bringen bevor es hell wird.“

Das war Berl aber gar nicht recht.

„Wenn er mich zum Meer bringt, so genügt das. Ich habe dort einen Gleiter. Da ich ihn mir geliehen habe möchte ich ihn nicht einfach in der Bucht stehen lassen. Wenn ihn jemand findet und stiehlt, stehe ich ziemlich dumm da. Geld ist nicht meine starke Seite, wissen Sie ...“

„Noir wird Sie zur Bucht bringen. Aber dann fliegen Sie auf schnellstem Weg nach Hause.“

Berl grinste.

„Sie werden mich nicht davon abhalten können, an den Sturmbergen zu tauchen. Haben Sie eine Ahnung was es da alles zu entdecken gibt.“

„Sie können tauchen, wann immer Sie wollen - nur morgen nicht. Wir brauchen Bewegungsfreiheit, verstehen Sie? Wir räumen die Station aus, und wenn Sie jemand sieht, könnte er Sie für einen flüchtigen Tefroder halten. Wäre doch unangenehm für Sie, nicht wahr?“

„Ja, allerdings“, gab Berl unsicher zu. „Gut, ich fliege nach Hause und beruhige meine Frau. Ist ja nur ein Glück, daß wir nicht auf der Erde sind. Da würde mir meine Frau eine derart durchbummelte Nacht nicht abnehmen.“

„Ja“, sagte Marshall und lächelte verständnisvoll, „es gibt eben Dinge, die sich niemals ändern werden, auch in tausend Jahren nicht.“

Sie unterhielten sich noch eine Weile, wobei Marshall öfter das Funkgerät bediente, um Meldungen weiterzugeben oder zu empfangen, dann

aber verabschiedete er sich von Berl Kuttner. Noir brachte ihn mit dem erbeuteten Tefroderschiff hinab zum Meer und setzte ihn bei der Bucht ab. Mit einem herzlichen Händedruck verabschiedeten sich die beiden Männer und dann verschwand das Beiboot im Dunkel der Nacht.

Berl kletterte über die Felsen hinab in die Bucht, wo er seinen Gleiter unbeschädigt vorfand. Obwohl es nun drei Uhr morgens war, rief er seine Frau an. Es dauerte eine Weile dann meldete sie sich mit verschlafener Stimme.

„Hast du denn gestern Abend keine Zeit gehabt? So mitten in der Nacht ...“

„Ich habe getaucht, weißt du ...? Es war wundervoll, und ich habe die Zeit vergessen. Dann verstauchte ich mir den Knöchel, als ich irgendwo an Land gehen wollte. Habe lange dort gelegen, bis ich weiterschwimmen konnte. So wurde es ein bißchen später.“

„Was Neues?“

„Nein, nichts Neues. Was sollte es in dieser Gegend hier Neues geben Doris? Felsen, Riffe und klares Wasser - das ist alles.“

„Hast du nicht wieder Lichter gesehen?“

Berl schluckte.

„Nein, ich habe keine Lichter gesehen. Es gibt überhaupt keine Lichter.“

„Na, da bin ich ja beruhigt. Übrigens, George ist wieder in Ordnung. Ich fürchtete schon, wir müßten ihn umtauschen.“

„Ich bin bald wieder zurück“, versprach Berl. „Und dann werde ich mich einige Tage nur um die Farm kümmern, das verspreche ich dir.“

Doris war sicherlich einiges von ihrem Mann gewohnt aber diesmal verschlug es ihr fast die Sprache.

„Du willst dich um die Farm kümmern, mein Lieber? Ja, was ist denn in dich gefahren? Hast du vielleicht ein schlechtes Gewissen?“

„Wo denkst du hin, Kleines? Aber du kannst ja schließlich nicht die ganze Arbeit immer allein machen, nicht wahr? Also - bis bald.“

Er schaltete ab und starrte düster auf das Gerät.

„Dieser Marshall hat schon recht“, murmelte er überzeugt. „Die Menschen und ihre Motive werden sich niemals ändern. In tausend Jahren nicht. Wenn man etwas Gutes tut, hat man gleich ein schlechtes Gewissen. Als ob ich ein schlechtes Gewissen haben sollte! Lächerlich!“

Er rollte sich auf dem Hintersitz des Gleiters zusammen und versuchte zu schlafen.

Nicht weit entfernt von ihm durchkämmten terranische Truppen die Station der Tefroder.

Rhodan kam in dieser Nacht nicht zur Ruhe.

Pausenlos gab er seine Anordnungen und nahm die Meldungen entgegen. Die Station war so gut wie in seiner Hand. Es hatte außer einigen Robotangriffen keine Gegenwehr gegeben. Der Meister der Insel war leider geflohen, aber früher oder später würde er an anderer Stelle wieder auftauchen.

Guckys Verdacht hatte sich bestätigt - daran mußte Rhodan immer wieder denken. Er hatte den Mausbiber unterschätzt und seine Kombination nicht so ernst genommen. Er hatte wieder einmal geglaubt, der Kleine wolle sich wichtig machen und beweisen, daß er unentbehrlich war.

Die bewußtlosen Tefroder wurden von einem Transporter in die CREST gebracht. Rhodan ging in die große Gemeinschaftshalle, wo Ärzte schon dabei waren, ihre Injektionen vorzubereiten.

Der Chefarzt kam zu Rhodan.

„Wir haben sie nach ihren Dienstgraden zurechtgelegt, Sir. Sicher wünschen Sie die Offiziere zuerst zu vernehmen. Wir werden sie auch als erste aufwecken.“

Rhodan starrte an dem Arzt vorbei. Sein Blick ruhte auf einem jungen, hageren Mann, der mitten zwischen den Bewußtlosen lag. Die Haare waren dunkel und seine Haut dunkelbraun. Sein asketisches Äußeres verriet Kraft und Ausdauer.

„Wie kommt denn der zu den Tefrodern?“ fragte Rhodan. „Sicht doch ganz anders aus wie sie. Geben Sie ihm die Injektion, Doktor.“

Als der junge Mann erwachte schlug er die Augen auf, und es waren schwarze, fanatisch glühende Augen. Er richtete sich auf, sah sich suchend nach allen Seiten um und erkannte seine Lage. Er ließ sich wieder auf sein Bett zurücksinken und starrte Rhodan finster an.

„Wer sind Sie?“ fragte Rhodan und benutzte das überall verständliche Interkosmo. „Sie sind kein Tefroder?“

„Ich bin Hogar Menit“, sagte der junge Mann trotzig. „Zu dumm, daß wir nicht gewarnt waren. Dann wäre es Ihnen nicht so leichtgefallen, uns zu überrumpeln.“

Rhodans Augen verengten sich.

„Sie sind ein Anti, nicht wahr? Deshalb hatten auch unsere Mutanten Schwierigkeiten. Warum paktieren Sie mit den Tefrodern, den Feinden unserer Galaxis?“

„Ich verweigere jede Auskunft. Außerdem weiß ich nichts.“

„Davon bin ich überzeugt“, sagte Rhodan spöttisch, warf ihm noch einen Blick zu und ging weiter. Er wußte, daß er aus dem Anti nichts herausbekommen würde, wenn er nicht dessen Vertrauen besaß oder ihn zu überzeugen verstand, daß das Recht auf seiner Seite war.

„Wecken Sie die anderen, Doktor“, sagte Rhodan zu dem Arzt. „Ich werde mich später um das Verhör kümmern.“

Er kehrte in die Kommandozentrale zurück.

Er begriff, warum Gucky in der Station nicht mehr teleportieren konnte und warum der telepathische Kontakt abgebrochen war. Ein Anti konnte die Fähigkeiten der Teleportation fast restlos abbauen. Und genau das war geschehen. Hätte der Anti von dem stattfindenden Angriff gewußt, so hätte er Gucky direkt angreifen und völlig unschädlich machen können. Zum Glück war er von dem Gas überrascht worden - und in diesem Augenblick hatte Gucky auch wieder teleportieren können.

Der diensthabende Offizier der Funkzentrale hatte schon auf Rhodan gewartet.

„Letzte Meldungen, Sir. Die Gruppe Heinhoff ist zu Gucky gestoßen. Noir hat den Siedler Kuttner bei seinem Gleiter abgesetzt, nachdem Marshall ihm Stillschweigen empfahl. Die Räumkommandos haben Vorräte an Falschgeld entdeckt und die entsprechenden Räume versiegelt. Dann fragt Kommandant Kays Rasath von der ALDABON an, ob Sie Instruktionen für ihn haben. Wir brauchen die ALDABON nicht mehr. Geben Sie Rasath den Befehl, zur Erde zurückzufliegen und sich bei Mory Abro zu melden. Die Gruppe Heinhoff kann in ihren Stützpunkt zurückkehren - Gucky auch. Den Rest besorgen unsere Landekommandos. Geben Sie das bitte sofort durch.“

Rhodan setzte sich.

Das Unternehmen war beendet. Wenigstens hoffte er das.

*

Vierundzwanzig Stunden lang durchstöberten die Kommandos jeden Winkel und Korridor der Station. Spezialisten kamen in die Zentrale, wo der Transmitter gestanden hatte, und versuchten vergeblich, über die Nachrichtengeräte eine Verbindung zu den Meistern der Insel herzustellen. Es meldete sich niemand. Die Bildschirme blieben dunkel, die Lautsprecher stumm.

Dabei stellten die Spezialisten fest, daß es sich bei den Funkgeräten um gigantische Hyperfunkstationen handelte, mit denen man sicherlich Sendungen aus dem Andromedanebel empfangen konnte. Die Leitungen führten zu Antennen, die zwischen den höchsten Gipfeln der Sturmberge verborgen waren.

Allmählich wurde klar, daß die Station nichts anderes als ein großes Depotlager war. Die Gegebenheiten wiesen darauf hin, daß von hier aus andere Stationen mit Nachschubgütern versorgt wurden. Leider wurden keinerlei Hinweise gefunden, wo sich diese anderen Stationen befanden.

Immerhin waren alle Güter, die in der Jagostation gefunden wurden, für die Tefroder und ihre Auftraggeber verloren. Rhodan kommandierte einen höheren Offizier und fünfzig Mann der Landetruppen dazu ab, sie zu besetzen und - soweit das mit den vorhandenen technischen Mitteln möglich war - neu aufzubauen. Auch ein neuer Transmitter sollte installiert werden.

Die Orterstation Heinhoffs wurde abgebaut, die Einzelteile in den Shifts verstaut und zur CREST geflogen. Gucky, sich seiner eigenen Bedeutung vollauf bewußt, sah der vor dem Start angesetzten Stabsbesprechung mit Genugtuung entgegen.

Diesmal mußte Rhodan zugeben, daß er - Gucky - der bessere Strategie war.

Pünktlich zur angesetzten Stunde - die CREST und die anderen Schiffe kreisten noch immer hoch über Jago III um den Planeten - versammelten sich die leitenden Offiziere und Wissenschaftler in der Messe, um Rhodans Endbericht entgegenzunehmen.

Gucky saß zwischen Wuriu Sengu und Andre Noir, den beiden Mutanten „auf Urlaub“. Er saß so steif und aufrecht, daß er mit Verachtung das Paket Zeitschriften zurückwies, das ihm John Marshall unterlegen wollte.

„Was soll das heißen, John? Ich bin so groß, daß ich ohne den Kram da auskomme. Wenn es nötig ist, kann ich mich ja auch hinstellen.“

Marshall grinste und zog sich diskret zurück.

Rhodan faßte noch einmal kurz zusammen und vergaß auch nicht zu erwähnen, daß es Gucky gewesen sei, der zuerst Verdacht geschöpft habe. Einige der Offiziere klatschten höflich Beifall und nickten dem Mausbiber anerkennend zu. Gucky nickte dankend zurück. Er legte besonderen Wert darauf, von diesen Terranern als zumindest gleichberechtigt angesehen zu werden.

Dann kam Rhodan auf das Resultat der Operation Jago III zu sprechen.

„Der Materietransmitter wurde von Gucky im Einsatz vernichtet, um die Flucht des Meisters zu verhindern. Das erwies sich als vergeblich denn der Meister konnte trotzdem fliehen, und zwar mit einem kleinen aber erstaunlich schnellen Schiff. Ebenso wurde der Multiduplikator von Roboterkommandos vernichtet. Ich betrachte das nicht gerade als ein Unheil, bedaure aber diesen Zustand trotzdem. Er hätte uns manchen Hinweis geben können. Zum Glück wurde die Gesamtvernichtung der Station durch die Umsicht Captain Heinhoffs verhindert. Er zerstörte die Roboter, die damit beauftragt worden waren.“

Captain Heinhoff hielt nun den Augenblick für günstig, seine Theorie vorzubringen. Er hatte lange genug Zeit gehabt, darüber nachzudenken.

Er stand auf. Rhodan nickte ihm zu.

„Ja, was ist, Captain?“

„Sie erwähnten eben den von Robots zerstörten Duplikator, Sir. Würden Sie Gucky einmal danach fragen, was er davon hält? Die Spezialisten behaupten, es habe sich um einen funkelneuen Duplikator gehandelt.“

„Stimmt haargenau“, schrillte Gucky aufgeregt. „Ein neuer Apparat, würde ich sagen. Die Dinger werden aber nicht bei uns hergestellt, nicht einmal in der Milchstraße. Also stammt er aus dem Andromedanebel. Da aber der große galaktische Transmitter unter unserer Kontrolle steht, kann es nur einen Schluß geben: Er wurde von Andromeda hierher gebracht. Und zwar ohne Transmitter!“

Rhodan nickte ihm zu, sagte aber nichts. Die anderen Zuhörer schienen noch nicht begriffen zu haben, worum es Gucky ging. Sie saßen nur stumm da und sahen ihn neugierig an.

Gucky fuhr fort:

„Wir haben den Multiduplikator untersucht, oder doch das, was von ihm übriggeblieben war. Die Sprengung zerstörte ja nur das Oberteil, und ich kann Ihnen versichern, daß es zugleich auch der kleinste Teil war. Der Unterbau reichte bis zu hundert Meter tief in die Felsen hinab. Der Durchmesser der gesamten Maschinerie betrug an die zweihundert Meter. Natürlich besteht so ein Ding aus Einzelteilen, aber in seiner Gesamtheit gesehen ist ein Multiduplikator viel zu groß, um auch ratenweise in einem kleineren Schiff transportiert werden zu können. Daraus können wir endlich schließen, daß die Meister der Insel eine Möglichkeit gefunden haben, die Entfernung zwischen Andromedanebel und Milchstraße ohne Transmitter zu überbrücken. Was das bedeuten kann, brauche ich Ihnen wohl nicht mehr auseinanderzusetzen.“

Gucky verbeugte sich nach allen Seiten und sank in den Sessel zurück.

Die Männer überlegten.

Schließlich sagte Rhodan:

„Heinhoff hatte ähnliche Gedanken, und ich muß zugeben, auch darüber nachgedacht zu haben. Wenn es wirklich so ist, daß die Meister aus diesem oder jenem Grund von dem galaktischen Transmitter unabhängig sind, dann läßt sich wohl sagen daß unsere Schwierigkeiten erst beginnen. Es kann durchaus sein, daß wir vor einer Invasion stehen, wie wir sie niemals auch nur im Traum erlebten. Die Meister der Insel haben ein ganz besonderes Interesse daran uns zu demütigen. Sie wollen uns nicht mit einem Schlag auslöschen obwohl sie dazu vielleicht in der Lage wären. Nein, sie wollen uns zeigen, wer der Mächtigere ist. Ich glaube also, daß wir uns in Zukunft mehr mit Psychologie als mit militärischer Strategie befassen müssen. Wir müssen die Motive der Meister herausfinden, dann wissen wir auch die

Antwort.“

„Was hat das Verhör der Gefangenen bisher ergeben?“ fragte einer der Offiziere.

„Nicht viel. Vielleicht sprechen sie, wenn wir zu härteren Mitteln greifen. Ich möchte das aus verschiedenen Gründen möglichst vermeiden. Fest steht jedenfalls, daß sie sich schon längere Zeit in unserer Galaxis aufhalten, denn es gelang ihnen, einen Anti für ihre Zwecke einzuspannen. Diesen Hogar Menit werde ich mir noch gesondert vornehmen müssen. Er scheint mir eine Art Schlüsselperson zu sein, wenn er auch harmlos tut und den Dummen spielt. Immerhin hat er Gucky einigen Arger bereitet.“

„Kann man wohl sagen“, keckerte der Mausbiber aufgeregt. „Ich dachte schon, ich hätte meine Fähigkeiten verloren, und es wäre Feierabend.“

„Du übertreibst“, warf ihm Rhodan sofort vor. „Schließlich bist du nicht zum erstenmal einem Anti begegnet.“

„So ein Anti ist furchtbar“, deklamierte Gucky. „Furchtbarer geht, s nicht mehr!“

Rhodan verzog keine Miene.

„Wenn keine weiteren Fragen mehr zu stellen sind, darf ich hiermit die Aussprache beenden. Wir starten in einer Stunde. Kurs: Terrania.“

Allan D. Mercant war gerade von seiner Dienststelle in seine Wohnung zurückgekehrt, als die CREST auf dem Raumhafen landete. Er überlegte einen Augenblick, ob er ins Büro zurück sollte, aber dann sagte er sich, daß Rhodan ihn würde rufen lassen, wenn er ihn brauchte.

Keine zehn Minuten später materialisierte Gucky in seinem Wohnzimmer, betrachtete den vertrockneten Tannenbaum, der immer noch am alten Platz stand, und wandte sich dem Mercant zu.

„Störe ich dich, alter Freund?“

„Keineswegs, Kleiner. Na, wie ist es gegangen?“

„Eine lange Geschichte - aber ich hatte recht!“

Mercant lächelte.

„Ich weiß, die Berichte liegen schon vor. Gute Arbeit, muß ich sagen. Warst du mit Heinhoff und seinen Leuten zufrieden?“

„Sehr. Aber an sich war ja alles halb so schlimm. Reine Routineangelegenheit. Kinderspiel würde ich sagen. Wenigstens für mich.“

Mercant seufzte.

„Na, dann weiß ich ja jetzt alles. Natürlich warst du es, der die Station entdeckte und schließlich auch eroberte, nicht wahr? Oder haben die anderen auch etwas getan?“

„Nur wenig“, sagte Gucky und setzte sich. Er zupfte sich ein Staubkörnchen vom Ärmel seiner Uniform. „Trotzdem muß man die Leistung von Heinhoff und Rhodans Landtruppen anerkennen. Sie konnten ja nichts dafür, daß ich vorher schon alles

erledigt hatte. Wenigstens so ziemlich alles.“

„So, so.“ Mercant stopfte sich eine Pfeife, legte sie dann aber wieder fort. Eigentlich rauchte er nur, um den Duft des Tabaks zu riechen. „Und der Meister ist dir entwischt wie ich hörte.“

„Nicht meine Schuld“, wehrte sich Gucky gegen den versteckten Vorwurf. „Er trug einen Schutzschirm. Was willst du denn da machen?“

„Du kannst doch teleportieren. Ich hätte ihn einfach zur Oberfläche gebracht.“

„Ha, teleportieren! Da gab es einen Anti. der mich daran hinderte.“

„Stimmt“, gab Mercant zu und lächelte noch immer.

„Aber die Nachforschungen ergaben, daß der Anti längst betäubt war, als du dem Meister begegnet bist.“

Gucky betrachtete die gestopfte Pfeife auf dem Kaminsims.

„Seit wann rauchst du denn?“ fragte er unschuldig.

„Nun?“ Mercant ließ sich nicht ablenken. „Wie war das mit dem Anti?“

„Ich habe zu spät bemerkt, daß ich wieder teleportieren konnte. Allan. Ist das denn meine Schuld? Einmal erwischen wir den Kerl ja doch.“

„Ja, so wie damals Dark Rondell der lediglich weg ins Weltall geflüchtet war. Ich erinnere mich. Aber das war eine einfache Sache. Das war kein Meister. Der gab nur so an, das war alles. Du kannst das nicht mit dieser Angelegenheit vergleichen.“

„Ich erwische ihn noch!“ sagte Gucky und blieb stur. Mercant gab es auf.

„Ich soll dich von Mory grüßen. Wenn du wieder mal ein Problem hast, meint sie, sollst du gleich damit zu ihr kommen, falls Rhodan keine Zeit hat. Ich glaube, Gucky, sie ist in dich verliebt.“

Gucky begann zu grinsen.

„Oh, lieber Himmel, da muß ich aber vorsichtig sein. Wenn Rhodan dahinterkommt, verprügelt er mich. Die Menschen sind da komisch. Ich erinnere mich, daß Bully einmal sehr böse wurde. Er kannte eine

Dame, und die kraulte mich so gern. Kam doch der Dicke hinzu und wurde knallrot im Gesicht, nahm einen Stuhl und warf ihn nach mir. Kannst du das verstehen?“

Mercant sah Gucky von oben bis unten an.

„Nein“, sagte er schließlich mit Überzeugung, „das kann ich wirklich nicht.“

Gleichzeitig schirmte er seine Gedanken ab, aber Gucky war viel zu sehr mit sich und seinen Problemen beschäftigt, um auf Mercants Gedanken zu achten.

„Holen wir die Silvesterfeier nach?“ fragte er nach einer ganzen Weile. „Ich hatte keine Zeit dazu.“

„Und ich keine Lust. Einverstanden. Was trinken wir?“

Gucky stand auf, zog seine Jacke aus und warf sie auf die Couch.

Er krepelte sich die Ärmel des Hemdes hoch.

„Was wir trinken? Das Schärfste, was du im Haus hast.“

„Gut.“ Mercant stand auf. „Habe es schon kalt gestellt. Du wirst freudig überrascht sein. Karottensaft! Eisgekühlt.“

„Herrlich! Hatte ich lange nicht mehr.“ Er stutzte.

„Und was trinkst du zur Feier des Tages?“

Mercant verschwand in Richtung Küche.

„Oh, nichts Besonderes. Nur ganz gewöhnlichen Sekt.“

Gucky sank in den Sessel zurück. Beruhigt und zufrieden.

„Dein Glück. Ich dachte schon, du wolltest wieder eine Extrawurst haben. Beeile dich. Ich verdurste. Nach Großeinsätzen habe ich immer Durst.“

Mercant stellte die beiden Flaschen auf den Tisch.

„Ein frohes Jahr 2405“, sagte er.

E N D E

Gucky war auf der richtigen Fährte - das hatte der Einsatz auf der Terra-Kolonie bewiesen, der zur Aushebung eines gefährlichen Stützpunktes der MdI.

FLUCHT VOM GIFTPLANETEN!